

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Neue Sagen aus der Mark Brandenburg

Handtmann, E.

Berlin, 1883

Erste Abteilung. Rundblick vom Turm der Burg Lenzen.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-669

Erste Abteilung.

Rundblick vom Turm der Burg Lenzen.

1. Die schwarze Königskutsche.

Stadt Lenzen a. d. Elbe und der Lößnitz hat den beneidenswerten Vorzug vor vielen anderen märkischen Orten, noch Ruinen in und bei sich zu haben. In ihr selbst einen halbzerfallenen Thorturm, den stumpfen Turm an der Flussbrücke. Von diesem meldet die Sage nichts.

Um so üppiger rankt sich die Sage durch und um das mächtige Mauerwerk des Turms der ehemaligen Burg, welcher hoch und gedrungen zugleich auf nur kleinem Hügel die Stadt überragt.

Der freundliche Besitzer der Burg Lenzen, Hr. Rentier Jahn, welcher die alte Burg mit schönen Anlagen umgeben und dort einen herrlichen Sommeraufenthalt für sich und seine Gäste geschaffen hat, erlaubt uns, die Räume der Burg zu durchschreiten. Er selbst macht in liebenswürdigster Weise den Führer und zeigt uns die mannigfachen Altertümer, welche er gesammelt hat: Urnen, Steinmeißel, Pfeilspitzen der Wenden; auch mancherlei Gerät aus der Zeit des großen Kurfürsten und König Friedrichs des Großen. Eine ganz

besondrer Erinnerung ist auf Burg Lenzen für die Kenner des alten Berlin gestiftet: es sind nämlich hier die Fenstergitter der alten Berliner Gerichtslaube aufbewahrt vor Fenstern der Burg, welche nach Berlin hin blicken. Nachdem wir alles durchwandert und angestaunt, überreicht uns Herr Jahn einen Strauß, Veilchen, Levkojen, Rosen, je nach der Jahreszeit, zur freundlichen Erinnerung und überläßt uns dann nach herzlichem Abschied uns selber, nachdem wir ihm mitgeteilt: wir wollten des Turmes Höhe ersteigen, erst uns umschauen, dann das Ohr auf die Mauerbrüstung legen, ob uns der Turm aus der Vorzeit etwas zuflüstere. Und wir sind nicht vergeblich dort hinauf gestiegen. Der Turm beginnt alsbald zu erzählen und gebietet Folgendes weiter zu melden.

Niemand vermag zu ergründen, wer der Erbauer der Burg und des Turmes gewesen. Wohl geht eine Mär, es habe der Römer Hand unter Drusus Leitung ein Elbcastell errichtet. Allein, für die Anwesenheit der Römer bei Lenzen ist kein eigentliches Merkzeichen zu entdecken. Freilich, ein künstliches Gefüge ist der Burghügel bei Lenzen. Nicht bloß der äußere Anblick nötigt zu der Frage: wie kommt dieser „Ragenduckel“ — würde man am Neckar sagen — hinein in die rundum weite Sumpfniederung, welche dort die Lößnitz zusammen mit dem Ausfluß des Rudower Sees bildet? Das Innere des Hügels giebt sicheres Zeugnis, daß Menschenhand ihn mühsam zusammengeführt. Mehrfache Nachgrabungen deckten schon nach wenigen Spatenstichen innerhalb des Erdbodens Balkenwerk auf. Und als beim Brunnenbau tief und tiefer gegraben werden mußte, da führte, je tiefer es ging, der Schacht durch geschichtetes Holzwerk. Zuletzt lag Stamm an Stamm, bald längs bald quer gestellt, daß Bauherr und

Bauleute ob solches ihnen noch nie anderwärts gewährten Anblicks die Köpfe schüttelten. So ging es bis zu dreißig Meter tief, bis dahin, wo in Sand und Moor der Wasserspiegel der Lößnitz erreicht wurde. Holz über Holz, nur wenig Erde dazwischen, und rundum längs der Böschung altes Mauerwerk, in welchem Spuren von seitwärts hinein führenden Gängen. Wer mag das alles in grauer Vorzeit geschichtet haben? Römischen Charakter trägt es nicht. Waren es Semmonen? Waren es Wenden?

Lange schon war eine Beste bei Lenzen in der Geschichte bekannt. Im Jahre 930 sahen die auf derselben belagerten Wenden von ihrer Höhe den Untergang eines großen wendischen Heeres mit an, welches ihnen Entsatz bringen wollte. Doch nichts weiß der alte Turm von jenen ältesten Zeiten zu erzählen.

Da endlich im dreizehnten christlichen Jahrhundert ward er Hüter eines Geheimnisses, welches er jetzt nicht mehr zu hüten braucht, dessen er sich vielmehr gern laut rühmt. So erfahren wir denn Folgendes:

König Waldemar der Siegreiche von Dänemark fiel durch Verrat in die Hände des Grafen Heinrich von Schwerin. Der ließ ihn nach Schwerin, dann nach der Beste zu Dannenberg bringen: und endlich verschwand der König, wohin, das hat niemand erfahren.

Doch der alte Turm bei Lenzen weiß Bescheid. In einer finstern Gewitternacht tauchte am Fuße des Burghügels eine verschlossene schwarze Kutsche, gezogen von zwei schwarzen Rossen, aus dem Gewässer der Lößnitz auf.¹⁾ Dumpfer Donner übertönte das Rasseln der Räder, als es die Brücke hinauf ging. Gleich hinter dem Thore hielt das Gefährt an, da, wo es jetzt zur Thür des Burggartens hin geht. Zwei

schwarz verhüllte Männer sprangen aus der Kutsche und rissen einen dritten mit sich heraus. Ein verständnisvolles Nicken des Rosselenkers: dann sauste bei Blitzeschein und Donnerrollen das Gefährt zur Lößnitz hinab, deren düstres Gewässer sich geheimnisvoll über demselben schloß.

Im untern Geschosß des Turmes, das keine Thür und nur sieben Meter hoch in der glatten Rundwand ein kleines Fenster hat, ward es bald darauf hell. Ein Scharren und Knarren: dann riß ein Mann die lästige Hülle vom Haupte und sah sich — allein! König Waldemar war's, der ratlos in dem düstern Raume stand, in dessen höchster Höhe eine Leuchte flackerte. Wie lange er da zugebracht — er selber wußte es nicht; denn nicht Tag nicht Nacht ward es in seinem thürlosen Kerker. Endlich einmal im Halbschlummer fühlte er sich von einer Decke umhüllt, fortgerissen, zur Tiefe gezogen, zur Höhe geführt, in einen Wagen gehoben. Es rauscht wie Wasser rund umher, es geht lange, lange weiter. Endlich Halt. Die Hülle fällt: und bei seinen Getreuen steht der Dänenkönig am Rande des Meeres.

Da atmet er auf. Doch nicht zum Dank gegen Gott ist's, was er zunächst spricht, sondern einen fürchterlichen Fluch schleudert er der unbekanntem Stätte seines Kerkers zu. Aber damit verdammt er nur sich selbst und muß, als Mensch ernten, was er gesät.

Wenn in Sommernächten schwere Gewitterwolken den Burghügel von Lenzen umziehen, dann trappelt es plötzlich längs der Auffahrt und ein schwarzer Schatten saust dem Burgthore zu. Eine altmodische schwarze Kutsche hält vor der Gartenpforte, im untern Turmgeschosß wird es plötzlich hell und tiefes Stöhnen erschallt darinnen. Eine Stunde ist vergangen: dann donnerts bergabwärts, das Wasser der Löß-

nitz teilt sich, ein Schatten senkt sich hinein. Noch ein gewaltiger Blitzschlag, und alles ist wie zuvor.

Wehe aber dem, der die schwarze Kutsche auffahren sieht.²⁾ Eine Stunde lang ist er steif an allen Gliedern, bis die Kutsche wieder zurückgefahren kommt. Und innerhalb eines Jahres geht es mit ihm unter's Wasser.

2. Die dreizehn Raben.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts sah es übel in der ganzen Mark und auch im Westen der Prignitz aus.

„Reiten und Rauben war eben keine Schande,

Es thaten's die Edelsten im Lande.“

Das mochte aber der Edle von Quitow,³⁾ der Herr von Eldenburg und von Lenzen, nicht mitansehen und er sprach: Hält auch zur Zeit kein Markgraf Ordnung im Lande, so bin ich doch Vasall von Brandenburg und muß des Landes Schaden abwenden, soweit es von Lenzen aus geht in der Prignitz.

Sprach's, schloß auf eigene Hand ein Bündnis mit den Nachbarfürsten von Mecklenburg. Und nun gab es ein gestrenges Gericht über die kleinen Räuber in der Prignitz. Wen der Quitow lebendig fing, der durfte auf Lösegeld nicht rechnen. Zum abschreckenden Beispiel ließ er den Gefangenen auf seine Feste Lenzen führen, geleitete ihn zum Turm und stieß ihn eigenhändig zum schmalen Fenster desselben hinaus, daß der Räuber unten am Steinwerk zerfesselte.

Darob entbrannte großer Zorn bei allen Edlen der Prignitz. Ist er nicht unsres Gleichen, schrieen sie alle, was

maßt er sich an? Und als die Mecklenburger einmal mit sich selbst genug zu thun hatten, brach eine rächeschraubende Schar gegen Quikow los.

Der aber vertraute auf Gott und sein gutes Schloß Lenzen und sprach zu seinen Leuten: „Sie sind gleich Raben, und Raben können diesen Turm wohl umflattern, aber nicht zerhacken. Haltet nur drei Tage aus, indeß ich unter der Erde nach der Eldenburg gehe. Von dort aus komme ich über der Erde wieder.“

Gesagt, gethan. Nach drei Tagen überfiel Quikow von Eldenburg aus die Belagerer, deren keiner entrann. Die meisten fielen im Kampfe. Dreizehn Edle wurden gefangen.

Da standen diese dreizehn, die Füße gefesselt, die Hände frei, auf der Zinne des Turms und Quikow sprach ihr Urteil: „Seht ihr das Land, die grüne Wische am Elbstrom, den Wald auf den Höhen? Fürwahr, ein Garten Gottes.“ „Du aber“, schrie er mit fürchterlicher Stimme jeden einzelnen an, „du dünge den Boden, den du verwüsten wolltest.“

Und in schrecklicher Grausamkeit ließ er die Verurtheilten über den Mauerrand stoßen, daß sie mit den Köpfen abwärts rund um den Turm hingen. Entsetzliches Wimmern umtönte den Turm. Die Unglücklichen mühten sich vergeblich, mit den freien Händen an dem Mauerwerk emporzuklimmen. Da die gefesselten Füße ihnen keine Hülfe gewährten, sanken sie immer wieder zurück. Erst nach vierundzwanzig Stunden verstummte das letzte Wimmern, erst da war des Letzten Seele entflohen. Quikow ließ nun die Stricke durchschneiden, daß die Toten, den Füchsen und Vögeln ein Fraß, zur Tiefe stürzten.

Im Octobermonat geschah's. Und alljährlich im Octobermonat kann man's sehen, daß dreizehn Raben den Rundgang

des Turms umflattern. Das sind die Seelen der schmäzlich dort ohne Beichte umgekommenen Räuber. Wer oben auf dem Rundgang steht zu solcher Zeit, hört deutlich auch das schauerliche Wimmern der Ruhelosen.

3. Feldmarschall von Möllendorf.

Die Kriege König Friedrichs des Großen hatte er tapfer mitgeschlagen, der Feldmarschall von Möllendorf, bis er sich im Alter Ruhe gönnte auf seinem Schlosse zu Gadow. Galt's dem alten Helden aber einmal, sich einen vergnügten Tag mit alten Genossen zu machen, dann eilte ein Jäger nach Burg Lenzen, die auch sein eigen war. Bald flatterte die schwarzweiße Königsfahne vom Turm und von allen Seiten naheten die wackren alten Krieger und Becher.

Wo sie zechten und in Erinnerungen des Dienstes Sr. Majestät schwelgten? Ja wer das wüßte! Tief im Grunde des Burgbergs geschah es, im geheimen Keller, zu welchem unterhalb der alten Zugbrücke vom Garten her ein lang gewundener Stollengang führte. Einen Ausgang gab es auch noch durch den Wasserturm an der Bergecke gegenüber dem Körbiß, d. i. der Schloßziegelei. Hinein gingen die Herren vom Garten aus in feierlichem Zuge durch den Stollen. Hinaus wurden die Braven an einem gewaltigen Haspel zum Wasserturm hinauf gewunden. Denn die senkrecht an den Wänden desselben befestigten Leitern aufwärts vermochte dann eben keiner mehr ohne Lebensgefahr zu steigen. Im Keller da unten saßen sie auf eichenen Blöcken vor Fässern alten Weins, die unter Moos verborgen. Kein Holzwerk war mehr um den Wein. Der war so alt, daß er sich selbst ein Ge-

häuse aus Weinstein gebildet hatte. Ein Römerschatz ist's, scherzte der alte Held; und in mächtigen Römern ließ er das edle Maß kredenzen.

Die Stätte war dem alten Herrn so wert, daß er bis zum Sterben sie geheim hielt und schließlich vergaß, seinen Erben Mitteilung davon zu machen. Was war die Folge?

Sein Geist besucht noch ab und zu sein liebes Schloß Lenzen. Unerlöblich läßt sich des Abends auf der Gartenrampe eine Schaffnerin mit großem Schlüsselbund sehen, emsig zur kleinen Thür hineintrippelnd.⁴⁾ Dann rauscht es oben auf dem Turm, in den Obergemächern und klopft tief, tief unten im Berge. Des andern Tages plötzlich schreitet der alte Feldmarschall in voller Uniform von der Fahnenstange des Turms herkommend durch die Gemächer, daß jeder, der zufällig dort ist, ehrerbietig Front macht. Wie Sturmeswirbel zieht sich's entweder durch den Garten vor das Burghor hin, wo vor Zeiten die Zugbrücke war, jetzt ein fester aufgeschütteter Fahrweg aufwärts führt; oder auch über den Burghof dem alten Wasserturm zu. Und aus des Turmes Tiefe hört man's bald klirren wie von aneinander gestoßenen Römern und klingen dazu:

„Fridricus Rex, unser König und Herr,
Der rief uns allesammt ins Gewehr!“

Den Tönen des Gesanges folgen wollen, hat noch keinen zum Ziele geführt, so wenig, wie der Keller durch Nachgrabungen entdeckt ist. Noch lebt ein Mann, dessen Vater als kleiner Knabe mit seinem Großvater in den Keller mitlief, als dieser, ein Diener des Feldmarschalls, Vorbereitungen zu einem der Feste traf. Der wußte seinen Kindern wohl von den großen Fässern aus Weinstein zu erzählen. Aber die Lage des Kellers war ihm nicht in Erinnerung;

und im Wassereckturm ist alles verfallen, da ist auch kein Gang mehr zu verspüren.

4. Marienberg.

Drei Kilometer östlich von der Burg Lenzen steigt aus regellos verteilten und unbestimmt geformten Hügeln eine scharfkantig abgeschnittene kleine Hochebene auf. Verlassene Wege, versteckte Pfade ziehen sich zu derselben hin. Wer hinaufklimmt, der sieht staunend unter halbverglasten Ziegelstücken regelmäßige Grundlinien alter Fundamente, verdeckt durch Moos und kleine Fichten. Das ist der Marienberg bei Lenzen.

Dort stand einmal, erzählen die Leute, ein Kloster und eine Kapelle, der heiligen Jungfrau Maria geweiht. Dort stand noch früher ein alter Heidentempel, erzählen sie weiter, und dazumal hatte der Berg den Namen „Restenberg“, das bedeutet auf deutsch „Götterberg“. Das kam daher, daß die Heiden daselbst manch' grauses Bildnis ihrer Götter zu stehen hatten. Der Berg war den Heiden ein hochheiliger Ort, dahin sie besonders vor einem Kriege und dergleichen nach glücklich beendetem Kriege zogen.

Ja, das war ein merkwürdig Treiben bei dem heiligen Berge, wenn ein Krieg für die Wenden bevorstand.

Dann nahte sich, aus dem großen Lager im Osten, nahe dem jetzigen Dorfe Boberow kommend, bei Vollmondschein eine außerlesene Schar von hundert Kriegern dem düstern Eichenwalde, welcher die Stätte, „Dammrow“ genannt, füllte. Die Kriegerschar führte vor sich her drei geraubte Männer des Stammes und Volkes, gegen welches der Kriegszug

gehen sollte. Ein Priester stellte die Gefangenen so, daß des Vollmonds Licht auf ihre entblößte Brust fiel. Drei mal drei Krieger, durch das Loos erwählt, traten aus der Schar heran und neun Pfeile wurden auf die Brust der Gefangenen losgeschneit. Trafen die Pfeile und das Blut prikte in Bogen hoch auf: das war ein glückverheißendes Zeichen. Trafen die Pfeile nicht oder rieselte aus der Wunde das Blut einfach niederwärts: dann gebot der Priester, vom Kriegszuge abzustehen. Die Geopferten aber verschlang in einem wie in dem andern Falle noch lebenswarm der nahebei rauschende Blutsee, der Rudower See.

Indeß solches im Osten, im Dammrow, d. i. der Stätte der Todesqual, geschah, trabte zu gleicher Zeit bei Vollmondschein vom Südwesten her aus der „Kobland“, d. i. der Stutenweide, ein dunkles Roß in weitem Bogen die stille, menschenleere halbmondförmige Straße der Stadt Lunin, d. i. Lenzen, durcheilend auf den Tempelberg zu. Beim Eingang zum Heiligsten lagen kreuzweis zwei Speere. Mit welchem Vorderfuße wird das dunkle Roß diese Speere zuerst überschreiten? Wenn mit dem rechten: Heil verheißt das und Sieg. Wenn mit dem linken: dann gebietet Vorsicht, vom Kriegszuge abzustehen. Die Heidenpriester achteten sorgsam darauf, ob die Vorzeichen aus dem Dammrow und die Vorzeichen aus der Kobland auch zusammenstimmten, und danach gaben sie Bescheid.

Bisweilen kam auch von Nordwesten her zur Zeit der untergehenden Sonne ein weißes Roß. Das sandten von Ronow im Polaberlande die dort wohnenden Wenden her, für sich und ihrem Stamm allein den Spruch des Gotts wegen Krieg oder Frieden zu erfragen.

Du kannst sie noch immer wahrnehmen, diese Rösse.

Das dunkle trabt in Vollmondsnächten von der Koblanck her durch die Kellerstraße von Lenzen. Doch kann's nicht mehr zum alten Tempelberge; denn bei der Kirche mit dem Kreuze Christi kann der Heidenspuß nicht vorbei, eilig kehrt es um. Hüte dich, wenn du den dreibeinigen Tritt hörst, den Fensterladen zu öffnen. ²⁾ Denn folgten ihm deine Augen, so zöge es deine Seele in Tod und Hölle hinein.

Auch das weiße Roß der Polaber kannst du zur Zeit des Sonnenuntergangs erblicken. Und dieses sehen erschreckt wohl, thut aber weiter keinen Schaden. Ueber Sterbiß, wo in alter Zeit die Gebeine der heiligen Roffe bestattet wurden, kannst du's weiß schimmernd hinabeilen sehen, zwischen den Seen hindurch, dem Rudowersee und dem Rambuowsee über die Hechtsfurt. Auf der Tafel, dem fruchtbaren Gefilde am Fuß des Marienberges, schimmert's plötzlich, indem die Sonne den letzten Strahl dorthin sendet, blendend auf: verschwunden ist das weiße Roß; es mag wohl den Geistern der Polaberhelden seine Kunde bringen!

Was war das für eine hochheilige Stätte in wendischer Zeit?

Kethra! „des Kriegsgottes Hain!“ geht ein leises Flüstern über den Rudowersee und durch die Wipfel der Bäume.

Bergeblich ist bisher an neunzehn verschiedenen Stellen in Pommern und in Mecklenburg nach dem Kethraheiligtum geforscht worden. Sollte, ungeahnt bisher von Jedermann, Lenzen's Marienberg, der genau vier Tagereisen von Hamburg entfernt und von Wegen und Bergen wunderlicher Gestaltung und eigentümlich klingender Namen umgeben ist, als berechtigter Erbe des Kethranamens dastehen? ³⁾

5. Rottrang.

Vom Marienberg führt nach Süden zu ein versteckter Fußsteig nach Dorf Wustrow hin. Er trägt den Namen „Priestersteig“. Einst ein Pfad zum Heidentempel, dann eine Wallfahrtsstraße zum Marienberge, jetzt der Weg, auf dem die Confirmandenkinder aus den fernen Dörfern Göcknitz und Bochin quer durch die Kirchspiele Lenzen und Boberow nach dem Pfarrorte Wustrow pilgern. Sonst wird der Steig von niemand benutzt.

Im Jahre 1000 der christlichen Zeitrechnung bewegte sich ein besonders zahlreicher Zug auf diesem Pfade zur Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.

Die Elbe war ungeheuer angeschwollen, so daß sich ihre Wogen mit dem Wasser der ihr in dieser Gegend auf zwei Kilometer Ferne parallel laufenden Löcknitz mischten. Immer höher stieg das Gewässer und drohte dem Orte Wustrow den Untergang. Da schickten die Leute aus Wustrow eiligst Boten zum Heiligtum, die Gottheit um Hülfe anzuflehen. Und der Gottespruch erscholl:

Der Gott verlangt sein Opfer;
Laßt es ein freiwilliges sein!

Ja, nun war guter Rat teuer. Wer würde sich opfern, wer freiwillig in das Wasser gehen? Nach langem Hin- und Herreden machte der Dorfsälteste folgenden Vorschlag. Auf meinem Hofe, sprach er, ist eine schlechte Dirne. Dieselbe hat geheimen Verkehr mit den Christenleuten am andern Ufer der Elbe gehabt, und ihr fremdes Kind läuft auf meinem Hofe umher. Die Dirne möchte wieder ehrlich unter ihrem Volke werden. Wohlán, laßt uns ihr Kind

laufen, sie giebt es willig hin. Dann ist uns und ihr geholfen.

Der Rat gefiel, die Dirne stimmte zu. In feierlichem Zuge brachte man zuerst das Kind zum Tempel. Von dort her trugen es Priester in noch größerem Geleit zurück dem aufsteigenden Wasser zu.

Doch das Opfer sollte ganz freiwillig sein. Wie war es anzufangen, daß das Kind, ohne geworfen zu werden, in's Wasser kam?

Wieder schaffte der Älteste Rat. Er stellte eine große Wippe her, deren eines Ende auf dem Lande lag, indeß das andere Ende über dem Wasser schwebte. Auf das letztere Ende mußte auf des Ältesten Befehl die Dirne einen Kuchen mittelst einer Stange schieben und dem Kinde zurufen: Nun lauf und hole dir den Kuchen.

Das Kind lief hin, die Wippe schlug um. Laut schrien alle auf, da jeden doch Mitleid erfaßte mit dem armen Würmchen, nur die Mutter blickte gleichgültig hin. Da toste das Wasser fürchterlich los, wie ein Berg stieg's empor. Eine Riesenfaust langte aus dem Wasserberge heraus und riß die Dirne in den Schwall hinein. Und indem diese mit gellendem Schrei versank, da trugen sanfte Wellen das Kind zusammt dem Kuchen dem Dorfältesten vor die Füße. Es war dies der letzte Vorstoß des Hochwassers, welches von nun an zusehends sank. Da sprach einer der Priester zu dem Dorfältesten: Wott Rack, d. i. „Siehe, ein Krebs“; das sollte bedeuten: „Es, nämlich das Wasser, geht rückwärts“. Dieses Wort hatte aber noch einen anderen Sinn, nämlich diesen: „Es kommt anders, als wir gemeint.“

Der Dorfälteste zog das gerettete Kind wie sein eigenes auf. Als der Knabe zum Mann erwachsen war, kam es mit

ihm noch anders als je einer gedacht: als erster aus Wustrow nahm er den Christenglauben an und ließ sich an derselben Stelle taufen, wo einst die Wogen des Hochwassers es zum Leben zurückgeführt hatten und wo, Rottrang geheißten, von da ab ein Gewässer geblieben war. Dem Erstling folgten schnell viele; bald war Wustrow ein christlicher Ort, der erste in der Umgebung von Lenzen.

6. Schätze bei Lanz.

Wer sich nur richtig darauf verstünde, der könnte sehr reich werden. Er brauchte nur nach Lanz, dem Geburtsorte des Turnvaters Jahn, zu ziehen und in den Rundgesang der Hopfenbauer daselbst einzustimmen:

„Auf, laßt uns trinken rum
Wie um den Lanzer Küster!“

Sie trinken dort in Lanz nämlich alle um den Küster herum; sintemal das Küsterhaus im Mittelpunkt eines mächtigen Ringes steht, in welchem das alte Wendendorf erbaut ist.

Jeder erb- und eigentümlich in Lanz Angeseffene trägt in sich die Fähigkeit, großer Schätze sowohl unter der Erde wie über der Erde habhaft zu werden: wenn er eben nur der geeignete Mann dazu wäre!

a. Der Hund bei der Heideneiche.

So liegt ein Königsschatz der Wenden viele Meilen tief in der Erde unter den Wurzeln der großen Heideneiche, welche im Schloßpark zu Gadow bei Lanz bald tausendjährige Erinnerungen über die Wipfel der anderen Bäume

hinrauscht. Als nach der graufigen Schlacht auf der Lenzer Wische 930 das Land den deutschen Kriegern offen stand, da schleuderte ein Zauberfluch des Wendenkönigs alle die bis zu jener Zeit im großen Kriegslager bei Boberow aufgesammelten Beutestücke und Schätze tief hinein in die Erde, daß die deutschen Krieger vergebens nach Beute aussahen.⁶⁾ Eilig im Fliehen hatte er nur noch fünf Eichen ausgesteckt, sich und seinen Getreuen die Stätte für später kenntlich zu machen. Doch keiner kehrte wieder, und vier der Eichen, welche aus den Eichen erwachsen, gingen jung zu Grunde.⁷⁾

Der Schatz liegt so tief, daß ihn ergraben kaum glaublich ist. Nur Zaubermacht könnte ihn wieder zur Oberwelt heben.⁸⁾ Möglich ist's, schwer allerdings. Die Vorschrift lautet: „Suche das sechste Buch Moses dir zu eigen zu machen so, daß du es vorwärts und rückwärts hersagen kannst. Mit solcher Kenntniß ausgerüstet geh' in der Johannisnacht zum Teufelsstein auf dem Hühbeck, dem hochaufsteigendem Berge am linken Elbufer. Da wird, wenn du dreimal ohne Anstoß in der Johannisnacht das sechste Buch Moses hin- und hergesagt hast, eine goldene Wiege aufsteigen und in dieser goldenen Wiege ein schwarzer Hund schlummernd liegen.“⁹⁾ Trage eilig die Wiege nach Lanz hin, den Hund setze neben die Heideneiche, lege dich selbst in die Wiege, das Gesicht abwärts gefehrt. Und ob du auch Scharren und Schnaufen gräulicher Art hörst, wende dich nicht um: nach einer Stunde hört das Lärmen auf, der Hund ist verschwunden, die Wiege unter dir auch, der Schatz liegt da vor deinen Füßen.“ Ein Doctor vom Rhein her, es soll Doctor Faust gewesen sein, hat's versucht. Derselbe hatte das sechste Buch Moses glücklich gefunden. Er hatte auch die goldene Wiege erlangt und der Hund wühlte schon. Da will's der

Teufel, daß ein Russe ganz in derselben Absicht zur Stelle kommt.¹⁰⁾ Der Russe, als er einen andern ihm zuvor= gekommen sieht, stößt einen fürchterlichen Wutschrei aus. Da wendet sich der Doctor vom Rhein her um; ein schmetternder Faustschlag: der Russe sinkt leblos zu Boden. Aber der Doctor hat sich ja umgedreht: Kein Schatz ist da, verschwunden ist die Wiege. Doch nicht der Hund. Der war frei geworden und schweift Nachts im Park von Gadow umher. Wer ihn einfangen könnte, dem würde er schon wieder in einer Johannisnacht zu Dienst sein können. Doch niemand weiß zur Stunde, wie man des Hundes habhaft werden kann. Bisher hat er, plötzlich auftauchend, in seiner riesigen Größe nur manchen nächtlichen Wanderer zwischen Lanz und Wittenberge erschreckt.

b. Der Schweineschwanz am Speling.

Ein anderer Schatz wäre am „Speling“, das ist am Wege von Lanz nach Lenzen bei den berühmten Hopfengärten von Lanz, zu heben. Auch dieser Schatz ist zur Zeit der großen Wendenschlacht versenkt worden. Es soll ein Tempelschatz gewesen sein. Zur Sommer Sonnenwende zeigt sich drei Nächte hintereinander von Osten kommend um 12 Uhr eine riesige Wildsau und wühlt in den Boden hinein, als suche sie Morcheln. Die muß einer schweigend am geringelten Schwanze ergreifen und herzhast, nur immer stille, und ohne umzuschauen, festhalten: sie führt ihn zum Schatz. Aber wer vermag das? Halt! was zuerst schwierig, allmählich geht's. Die Lanzer haben, was keiner mit Zaubergewalt vermochte, durch kluges Beobachten längst langsam zu Wege gebracht. Nur die Lanzer haben vermocht, was keiner weit und breit in der Prignitz auch nur ver=

suchte. Ein kluger und fleißiger Mann war es, der trotz geringer und vielfach mißratener Ernten sich die Mühe nicht verdrießen ließ, sein Ackerstück am Speking wieder sorgsam umzuhacken. In einer Ruhepause fiel sein Auge auf den Schwanz eines in der Nähe Eicheln suchenden Schweines. Ihm fiel dieses Schwanzes Eigenart auf, sich zu ringeln von rechts nach links herum. Und er kam auf die Frage: welches ist's doch unter den Rankelgewächsen, das sich nicht wie die große Masse derselben von links nach rechts umwindet, sondern umgekehrt? Da fiel's ihm wie Schuppen von den Augen: das ist der Hopfen! Er faßte mit derbem Griff eine Hopfenranke und senkte dieselbe gleich einem aufgerichteten Schweineschwänzlein in den Boden am Speking. Lustig wuchsen und wachsen die Pflanzen linksam aufwärts. Sind die Spitzen zur Sommer Sonnenwende hoch oben an den Stangen angelangt, dann senkt es sich in zahllosen goldig schimmernden Doldenblüten nieder und streut zum Herbst den Segen des Goldes, den das Schweineschwanzpflänzlein aus tiefster Erde gesogen, den Lanzern in den Schooß.

Nicht den Lanzern allein: auch andre Deutsche freuen sich des Goldesschimmers, den reiner Gerstensaft und reiner Hopfen aus Lanz im Berliner Tivolibier und manchem andern norddeutschen Gebräu uns vorführt.

Drob ein Hurrah dem Speking von Lanz
 Zusammt dem Sommer Sonnenwend-Ringelschwanz.
 Wer's vor sich hat, blic' sich nicht um!
 Deutsch-slavisch trinken wir „rum
 Wie um den Lanzer Küster.“

c. Der Drache.

Hoch aus den Lüften herab kann's aber auch Segen geben in Hülle und Fülle. Das macht: der fliegende Drache liebt Lanz ganz ausnehmlich und besucht den Ort häufig. Wer ihn in Gestalt eines dunkelroten Feuerstreifens Abends wahrnimmt, muß alsbald, wenn der Drache über ihm schwebt, alles Eisengerät von sich werfen, denn sonst führe der Drache zürnend dahinein und zerschmetterte den Menschen, und muß mit einem andern schweigend den rechten Fuß kreuzen. ¹¹⁾ Dann läßt der Drache Korn ab, welches jedoch sofort unter's Dach gebracht werden muß. Das versäumten, als der Drache am Abend daherfuhr, einmal zwei Männer auf einem Hofe in plötzlich eintretender Angst die Nacht über. Da erschien kurz vor Sonnenaufgang eine riesige graue Wildsau und fraß, die Schnauze klatschte nur so, als wenn man Wäsche spült oder starker Regen niederpladdert, die vier Wispel Korn rein weg, welche der Drache abgeladen hatte. Nun hatten sie wieder nichts.

Der Drache kann auch böse werden, wenn man ihn mißachtet. Auf J.'s Hof höhnte ihn ein Mann, indem er rückwärts über den Zaun dem Drachen entgensprang. Der ward grausam gestraft. Der Drache fuhr ihm auf das Hinterteil, und Zeit seines Lebens behielt er einen Geruch wie Pestilenz und faule Eier. Der Drache hatte ihn gehörig eingeschweifelt.

Der Drache liebt es sehr, Hirse unterwegs zu finden. Wer solche für ihn vor den Thorweg stellt, dem weiß er viel guten Entgelt in den Hof zu schaffen. J.'s hatten's lange gethan, vergaßens aber. Da fuhr eines Sonnabends der Drache in Gestalt eines großen Fuchses zur Küche hinein

und riß sich den Eierfuchsen vom Feuer. Die unbedachten Leute schriegen und wollten sich rächen, liefen eilig dem davonjagenden nach. Da verwandelte sich der Fuchs in eine große Eule und flog in eine hohle Weide. Nun soll er's kriegen, schriegen die Verfolger, wir räuchern die Eule aus. Unten von Menschenhand in Brand gesetzt, glomm das morsche Weidenholz los. Aber siehe, viel mächtiger schlug von oben her aus der Baumkrone Rauch und Feuer niederwärts. Dort hatte der Drache durch sein eigenes Feuer einen Brand hervorgerufen, in welchem das kleine untere Feuer der Menschen zu nichts verschwand. Die umstehenden Leute mußten vor dem heißenden Qualm die Augen schließen, viele wurden ohnmächtig. Und über den Rauchwolken entschwebte der Drache mit unhörbarem Flügelwehen, in kreischendem Eulenlachen der Leute Thorheit verspottend.

Wie viel besser ist's, sich vor einer geheimen Macht demütig beugen und die Füße niederknieend kreuzen, als in ohnmächtigem Auflehnen ihr widerstreben, sich selbst nur zu Schaden und Spott!

7. Der stumpfe Kirchturm in Boberow.

Manch' einer Kirche spitzen Turm können wir von der hohen Warte der Lenzener Burg erblicken. Warum hat der eine Kirchturm zu Boberow, der am äußersten Rande des Horizonts gen Nordosten auf hohem Berge gelegen so gar düster ausschaut, eine ganz andre Gestalt als die andern alle? Ihm hat doch nicht, wie's den Leuten zu Stettin mit ihrem Jacobikirchturm zur Strafe frevlen Spottes auf den alten Derfflinger geschah, feindliches Geschütz die Spitze

hinabgeschlagen und vererbter Troß die Zerstörung beibehalten?

Nein. Hier hat eine gewaltigere Stimme gesprochen als die des Geschüzes, eine höhere Hand hat ein Zeichen gesetzt, welches Menschen nicht zu tilgen wagen dürfen.

Als Boberow ein christlicher Ort geworden war und für seine Kirche Glocken erhalten sollte, da mißlang der Guß der großen Glocke einmal und zweimal. Der Meister in der Bischofsstadt Havelberg wandte nun das drittemal die größte Sorgfalt an, damit das Werk gelinge. Doch als die Speise beinahe gar, da ward er plötzlich abgerufen. Forteilend, scharft er seinem Burschen ein, er solle seine Rückkehr erwarten. Doch dem dauert die Zeit zu lange, da ihm die Glockenspeise gar erscheint, und er dreht den Hahn auf. Der Guß ist vollendet, als der Meister die Schwelle der Werkstatt wieder überschreitet. Da entbrennt der Meister in wildem Zorn, ergreift einen Hammer und schmettert den unglücklichen Burschen nieder. Dann räumt er den Mantel von der Glocke ab: die ist ohne Tadel.

O, hätte er doch den unglückseligen Schlag gegen den Burschen nicht geführt! Doch, es hat ja niemand gesehen, was er gethan. So ist es noch möglich, der menschlichen Gerechtigkeit zu entinnen. Zur Nachtzeit stürzt der Meister die Leiche des Burschen in die Havel. Möge der Strom sie entführen, weithin zur Elbe, zur Nordsee.

Die Glocke, tadellos anzusehen, wird nach Boberow gebracht und in den neuen, schlank gebauten Turm gehängt. Der Meister Glockengießer erhält viel Anerkennung und Lob: die Glocke ist so schön anzuschauen, wie wird sie voll klingen, daß man es weithin über die Seen von Boberow und Rudow vernehmen wird. Von der Bergeshöhe her

wird ihr Klang viel weiter reichen, als der Ton der Glocken von Lenzen unten in der Tiefe dringen kann.

Jetzt soll das erste Geläut erschallen. Wie, was ist das? Kann von der großen Glocke her ein solches klägliches Wimmern ausgehen? Aller Augen richten sich nach dem Meister Glockengießer, dessen Blick starr nach Westen in die Ferne gerichtet ist. Was giebt es dort zu sehen? Hui! schrillt plötzlich Windespeifen grauser Art in das Glockengewimmer hinein. Und ehe sich's die Menge versieht, steigt von der Elbe her über die Wische pfeilschnell dahersausend eine dunkle Wetterwolke auf. Sie erscheint wie ein großer Mann, der einen Hammer in der rechten Faust hält. Ein greller Blitz, ein gewaltiger Donnerschlag: da prasselt die zerschmetterte Turmspitze niederwärts, und ihre Trümmer begraben unter sich den Meister Glockengießer.

Stumm stehen die Leute und hören, wie einer, der aus Havelberg mit dem Meister hergekommen, erzählt, daß man seit der Zeit des Gusses der Glocke den Burschen des Meisters nicht gesehen habe. Ein jeder spürt es: hier waltet ein Geheimnis ob und ein Gottesgericht.

Der Turm ist der Spitze beraubt. Die Glocke ist zwar auch vom Blitze berührt, aber ist unverseht geblieben. Und was hoch erfreulich: sie hat mit einem Male den erwünschten, schönen vollen Klang. Nun, rüstig ans Werk, daß der Turm auch wieder zurecht gemacht werde und dastehe, ragend auf der Bergeshöhe, gleich den andern Türmen ringsum.

Vergebliche Mühe! Kaum ist die Spitze wieder fertig, da schmettert sie auf's neue ein plötzlich im Sturm aufsteigendes Gewitter im Blitzeschlag zur Erde nieder. Noch ein drittesmal wird der Bau versucht: umsonst, ein dritter Wetterstrahl zerstört die hochstrebende Arbeit der Menschen.

Da standen die Leute von weiteren Versuchen ab, indem sie sprachen: Gott will es so haben, daß unser Turm ein bleibendes Denkmal sei, wie er, der ins Verborgene siehet, weiß alles zu vergelten öffentlich.

8. Der Opferstein bei Melln.

Lieber Leser, du hast gewiß bei der Geschichte der alten Griechen deinen Lehrer von cyclopischen Bauten erzählen hören und da vernommen, wie in der allerältesten Zeit die Leute einfach unbehauene Steine aufeinander und nebeneinander packten, ohne Kalk oder anderen Mörtel anzuwenden. Hattest vielleicht gelegentlich den Wunsch, nach Thyrs, Mykene oder Sicilien kommen zu können und außer den sonstigen glänzenden Resten von Marmorbauten der Alten auch solche rohere Gefüge einer bewundernswerten Kraft und einer klugen Berechnung anzusehen, bei denen alles sich selbst im Gleichgewicht hält durch das richtige Verhältniß der Gestalt des einzelnen Steins und seiner Schwere.

Wohl, der weiten Reisen bedarf es nicht. In unsrer Mark giebt es noch etwas von solchem rohen und gewaltigen Steingefüge zu sehen. Fahre mit der Hamburger Bahn von Berlin nach Lenzen, wandre auf der Chaussee Lenzen—Karlstädt eine Stunde lang nach Nordost zu: da starret dir rechter Hand vom Wege ein uraltes Denkmal aus mächtigen Granitsteinen geschichtet entgegen, bei Melln auf kahlem Hügel, allwo im Sande höchstens Malinen, d. i. Brombeeren, wachsen und gedeihen, sonst kein Baum noch Gesträuch den Wind hindert.

Vier gewaltige Blöcke tragen einen plattenförmigen Stein; es ist, als sei ein Tisch für Riesen dahingestellt. Freilich, die Füße könnten Riesen jetzt nicht mehr unter diesen Tisch strecken, so tief hat im Laufe der Jahrtausende der Druck der 250 bis 300 Centner schweren Platte die vier Pfostensteine in den Boden gesenkt. Kaum noch kann ein Mensch zwischen dem Deckstein und dem Erdboden durchkriechen. Ein Gehege aus gewaltigen Blöcken in Gestalt eines Rechtecks schließt um den Riesentisch her einen Flächenraum von etwa zehn Mar ein. Jetzt stehen noch 58 Blöcke in diesem Gehege. Alte Leute erzählen, es sei früher ganz dicht gesetzt gewesen, doch seien, da die Steine ja so bequem dalagen, viele davon zu Bauten abgefahren.

Zu welchem Zwecke errichteten frühere Bewohner der Mark solches Gehege und solchen Tisch in demselben?

Die Leute nennen die Stätte meistens „das Riesengrab“ und sprechen davon, daß unter diesen Steinen ein König der Heiden bestattet sei. Würdig eines Königs wäre solch ein Denkmal. Allein Zeichen und Spuren für eine Fürstengruft sind bisher an Ort und Stelle nicht gefunden.

So wollen wir lieber einer anderen Mitteilung Gehör schenken, welche folgendermaßen lautet:

Bei Melln auf dem fahlen Hügel hoch über dem Bobrow-See, da wo die Wasserscheide liegt zwischen der Lößnitz und der Elbe, hatten in unbordenklicher Zeit zwei nachbarlich wohnende Völkerschaften eine gemeinsame Opferstätte errichtet. Ob es Cimbern und Teutonen gewesen, ob Heruler und Semnonen, ob noch andre: wer kann das ergründen! Selbst die Sage weiß nur zu melden, daß die wendischen Polaber und die Obotriten nordwärts im jetzigen Mecklenburg und die rhedarischen Wilzen südwärts¹²⁾

aus der Prignitz daselbst einen Beratungsplatz und eine Opferstätte hatten, welche schon vor ihnen dort gewesen war.

Wenn's in einen großen Krieg gehen sollte gegen gemeinsame Feinde, dann sammelten sich beim heiligen Mahlstein die verbündeten Wendenheere. Die Führer traten in das Steingehege, Priester brachten Opfer auf dem „Blutstein“, wie ausdrücklich der Riesentisch für sich allein genannt wird, den Göttern dar, und auf Leben und Tod schworen sich die Verbündeten Brüderschaft und Treue während des bevorstehenden Krieges. Auch wurden von dort aus Boten zum Heiligtum der großen Götter an der gegenüberliegenden Südseite des Sees gesandt, Weissagung durch das heilige Roß zu erbitten.

Und war der Kriegszug glücklich geendet, so zogen die Heere vereint zum Blutstein zurück, auf welchem dann Kriegsgefangene den hilfreichen Göttern als Dankesopfer dargebracht wurden. Man sandte aus der Beute Weihgeschenke zum Heiligtum hinüber, verteilte das Übrige und danach zog ein jeder nach Hause.

Keiner Völkerschaft gehörte diese Mahlstatt zu, auch durfte sie niemand betreten. Es war so zu sagen einesteils ein Außenaltar, den zu bestimmten Zwecken und Zeiten ganze Völkerschaften umgaben; während in das hohe Heiligtum jenseits des Sees dem Restenberge nur geweihte Priester hinein und nur einzelne Boten in dessen Nähe kamen. Andrennteils stand es, weithin sichtbar und für jedermann am Wege gelegen, den aneinandergrenzenden Völkerstämmen als eine erhabene Mahnung vor Augen: „Seid einig; einig wider äußere Feinde und um der hohen Götter willen auch einig, einträchtig unter einander!“

Ist's so nicht ein Symbol, wert der Beachtung auch für

uns christliche Deutsche? Vergleichen wir doch mit diesem altersgrauen Steindenkmal der Heimat jene Steinwarte, welche laut 1. Mose 31, 44—54, Jacob und Laban bei ihrem Scheiden von einander auf der Höhe des Berges Gilead errichteten. Oder auch den schönen, großen Altar der Kinder Ruben, Gad und Manasse, der da sollte ein Denkzeichen sein für sie selbst und die übrigen Kinder Israel, von denen und dem Volksheligtum der Stiftshütte Gottes sie das Wasser des Jordans trennte: „Wir sind und bleiben ein Volk von Brüdern.“

Diesem erhabenen Symbol widersprechend umzieht den Opferstein noch eine weitere Erzählung, ihrestheils ein Warnungsruf vor unseligem Zwist und vor blinder Eifersucht. Ulrichi, der Chronist Lenzens, hat dieselbe aufbewahrt, er meldet: Jagomir, der Wendencrole, warb um Roswitha von Melln. Diese aber hatte ihre Liebe einem Christen zugewandt und achtete weder auf Jagomirs Werben noch auf ihres eigenen Vaters Zureden. Da schwor Jagomir am Opfersteine bei den Göttern seiner Väter, er wolle das Blut des Christen eben hier den Göttern zum Opfer bringen, wolle überhaupt die Christen vertreiben und dem Wendenvolke die alten glücklichen Zeiten wieder herbeiführen, alsdann mit Roswitha vereint. Den ersten Teil seines Schwurs führte er aus. Der Christ, bei einer Zusammenkunft mit Roswitha innerhalb des Steingehuges überrascht, verblutete unter seines Schwerts Schlägen am Opferstein. Doch weiteres gelang ihm nicht. Roswitha mied ihn nun erst recht. Sie saß, ohne Speise zu sich zu nehmen, Tag und Nacht am Steine, bis der Tod sie erlöste. Das Volk ringsum aber verabscheute ihn ob des feigen Mordes. Niemand beachtete seinen Ruf, den schon wankenden Dienst der alten Götter zu

erneuern. Vielmehr viele waren ergrimmt, daß die Deutschen, die bereits Oberherren im Lande waren, um seiner Unthat willen den Wenden Mißtrauen zeigten und sie übel behandelten. Friedlos floh Jagomir und ist in weiter Ferne ruhmlos umgekommen. Roswitha aber ist in hellen Mondnächten noch heutigen Tages am Blutstein zu sehen, wie sie die Hände ringt und weint über das freventlich ihr und den Ihrigen zerstörte Lebensglück.

9. Die Eldenburg.

Einen willkommenen Ruhepunkt findet das Auge dessen, der Rundschau vom Lenzener Burgturme aus hält, im Westen. Nahe der sanft ansteigenden Hügelkette, welche dort den Horizont fast zu eng abschließt, hebt sich aus dunklem Fichtengrün heraus ein kleines schmales Schloßgebäude mit glattem Ziegeldach und darüber ein unverhältnismäßig dicker und hoher viereckiger Turm. Das ist Schloß Eldenburg. Noch im Winter 1881 war's schöner anzuschauen, das „Schmuckstück unsrer Gegend“ mit seinen spitzen, tief das Dach einsenkenden Giebeln und den fünf Spitzen seines Turms. Leider machte ein furchtbarer Brand am Gründonnerstage 1881 der ganzen Herrlichkeit ein Ende, und die Ruine ward zu einem Neubau gestaltet, im Style der Bauten weiland König Friedrich Wilhelm I. Nicht einmal das Wahrzeichen des bisher „alten“ Schlosses ist beibehalten: „daß darin so viel Fenster sind, als es Tage im Jahre giebt.“

Dem Brande und der Zerstörung entging auch dieses-

mal ein ganz kleiner Turm, auf der Westseite im Zuge der Hofmauer gelegen. Dieser Turm, jetzt die Hofuhr und einen Taubenschlag in sich fassend, ist noch ein Rest der ursprünglichen Schloßanlage. In ihm findet sich der vielgenannte „Duißow'sche Stuhl.“

Dieser kleine Turm war zu der Zeit, als Schloß Eldenburg große Wichtigkeit für unsre Gegend besaß, der Wachtposten für den Türmer und lag einsam auf einer kleinen Erhöhung außerhalb der sumpfigen Eldewiese, welche das älteste Schloß schützend umgab. Dieses selbst lag etwa einen Kilometer westlich von ihm, umzogen von zwei Armen des Eldeflusses und von zahllosen Gräben und Rinnsalen, ganz nahe der ersten Brücke zur jetzigen Mühlenkolonie, hart an der Straße ins Mecklenburgische hinein.

Jetzt ist's vollständig von der Erde verschwunden. Zwar nicht wie bei Schloß Boncourt der Pflug, doch weidender Kofse Hufe gehen darüber hin. Höchstens beim Räumen der Gräben und Flußrinnen trifft der Grabscheit auf einzelne hin und her gestreute Mauersteine. Man schreibt's der faulen Grete zu, auch diesen letzten Schlupfwinkel Dietrich's von Duißow in Trümmer gelegt zu haben und erzählt, aus den Resten der gänzlich zerfallenen Burg sei von einer Frau von Duißow 1588 das am Gründonnerstage 1881 abgebrannte Schloßgebäude an der jetzt noch dasselbe tragenden Stelle errichtet.¹³⁾ Das letztere ist wohl sicher und würde das völlige Verschwinden des ersten Schloffes genügend erklären.

Die hier dargebotenen Sagen umspielen die Stätte des verschwundenen alten Schloffes, dessen Bedeutung als Wegesperre uns, den jetzt Lebenden, immer noch durch einen Schlagbaum sehr deutlich kund gemacht wird.

a. Der Silberring der Herren von Quizow.

Die letzte Zeit der Askanier sah Schloß Eldenburg entstehen. Im Frühling 1308 ward von des Markgrafen eigener Hand der Grundstein zur Grenzfeste Eldenburg in den Sumpf gesetzt, „auf daß den vom Wenzenberg her ins Land brechenden Mecklenburgern fortan der Weg verleget sei.“

Als im Herbst desselben Jahres 1308 die Burg erbaut, mit Wall und Graben wohl gesichert, auch für das tief im Sumpfe gelegene Schloß auf dem Hügel des Kienkamp im Osten nach Lenzen zu ein „Lug ins Land“ errichtet war: da erschien der Markgraf aufs Neue. Er kam, einen neuen Vasallen einzusetzen, der die Feste verwahre und die Grenze getreulich hüte. Und zwar hatte er für solches Amt und solche Würde auserkoren den Edlen Runo Hartwich von Quizow aus dem Geschlecht der Herren von Quizow, welche von alters her in der Prignitz in Ansehen und Ehren standen. Gehörten diesen Herren doch in der Prignitz „allein die Burgen und Güter Rühstädt, Stavenow, Klezsch und außer diesen viele andre Ortschaften in der Prignitz und im Havellande.“¹⁴⁾

Einer aus so mächtigem Geschlecht mochte wohl, ob auch von allen Vasallen am weitesten entfernt vom Sitze des Markgrafen und auf der weit vorragenden Landspitze vielfach bedroht von der mecklenburgischen wie von der lüneburgisch-lüchow'schen Seite her, ein Wahrer und Hüter der Grenze sein und bleiben. So entbot der Markgraf dem Quizow denn, fortan Schloß Eldenburg als Vasall innezuhaben und auch Burg Lenzen, „welches von der Zeit des Christentums her die einzige Domäne des Landesherrn in der Prignitz sei“ zu verwalten. Inzueheim ward ihm an-

vertraut, daß beide Burgen durch einen unterirdischen Gang verbunden wären, den er selber stets benutzen könne, durch welchen er aber nur im äußersten Nothfall andre Leute führen dürfe.

Zur Weihe der neuen Burg im Namen des allerhöchsten Gottes hatte der Landesbischof von Havelberg einen Priester entsandt und bestimmt: Dieweil die Burg zu klein und zu eng, daß weder eine Schloßkapelle noch eine Wohnung für den Schloßcaplan einzurichten möglich, solle der Priester bei den Mönchen auf dem Marienberge wohnen und täglich nach der Eldenburg wandern, die heilige Messe zu lesen im Saale des Schlosses. Aus dem Domschatz brachte der Priester eine wertvolle Reliquie mit, nämlich einen Ring, geschmiedet aus einem Silbersekel, der beim ersten Kreuzzug 1099 aus der heiligen Stadt Jerusalem nach Havelberg gebracht worden war.

Nachdem Duitow den Vasalleneid in des Markgrafen Hände geleistet, trat der Priester auf den noch Knieenden zu und sprach: ¹⁵⁾

„Dein Herr und Fürst von Gottes Gnaden übergab Dir dieses neue Schloß, das gar sicher gelegen ist, umschlungen wie von silbernen Bändern von den Wasserarmen der Elde. Halt's fest und treu. Gedenke stets des Eides, den Du vor Gott eben geschworen. Der wird Dir schon beistehen, so Du nur Treue rein hältst um feinetwillen. Und um Dich recht fest zu binden an das Dir anvertraute Schloß, welches wider die Landesfeinde zu halten nicht leicht sein wird, verlobe ich Dich im Auftrage des hochwürdigen Landesbischofs zu Havelberg mit der Eldenburg und stecke diesen Ring aus geweihtem Silber vom Tempel aus der heiligen Gottesstadt Jerusalem an Deine Hand. Der Bischof hat's also befohlen, der Markgraf hat's gnädig genehmigt. Nun laß Gott walten!“

b. Der Reiter im Nienkamp.

Schloß Eldenburg und der geweihte Silberring erbten einhundert Jahre lang in Ehren weiter von Geschlecht zu Geschlecht immer auf den ältesten Sohn bis in das vierte Glied. Der Quiow von Eldenburg hielt immer treu zum Landesherrn, und seine wohl verwahrte Burg blieb eine Jungfrau bis zum Jahre 1414. Da kam zu dem arglosen Burgherrn der Better Dietrich, aus Friesack und Blaue vertrieben, mit einer Schar Flüchtiger zur Eldenburg und bat um Aufnahme. Ein Nachtlager konnte dem Better nicht gut verweigert werden. Doch des andern Morgens, als Dietrichs Kennerauge die gesicherte Lage dieser Burg gewahrte: da forderte derselbe trotzig Schutz und Schirm gegen den ihn verfolgenden Nürnberger. Und als der getreue Vasall des Landesherrn ihm Vorhaltungen machte: da warf der geharnischte Dietrich mit seinen Reifigen den ungewaffneten Burgherrn zum eigenen Hause hinaus.

Der Quiow von Eldenburg eilte in das Lager des hohenzollerschen Burggrafen und meldet gedrückten Herzens, was geschehen. Da schüttelte der Hohenzollernfürst unwillig das Haupt und schneidig erlang seine Rede: „Man hat mir gemeldet, die Quiows auf Schloß Eldenburg seien stets treu, tapfer und umsichtig gewesen. Treu magst du deines Theils sein, sonst stündest du nicht hier vor deinem neuen Landesherrn, den Gott und kaiserliche Majestät dir gegeben. Ob du tapfer bist, werde ich ja sehen. Aber die Umsicht: wo ist die geblieben, daß du den vogelfreien Flüchtling und dessen Helfer in das feste Schloß deines Herrn einließe?“

Quiow mußte gesenkten Hauptes den Tadel seines Herrn hinnehmen und mußte mit Schmerz und Kummer dem

Burggrafen anzeigen, welches die schwachen Stellen der Eldenburg wären. Es bedurfte dessen im Grunde nicht; denn die Nürnbergischen zogen nur bis zum Lug ins Land am Rienkamp und verlachten den Türmer, als derselbe zu ihren Häupten das Warnungszeichen nach der Burg im Sumpfe machte. Sie gaben sich gar nicht die Mühe, der Burg näher zu rücken. Sie richteten bloß ihre große Donnerbüchse auf dieselbe hin, und von oben her schlugen die gewaltigen Steine, welche die faule Grete schleuderte, in den Burghof und in die Gemächer der Burg.

Da ward der Dietrich schnell inne, auch hier könne seines Bleibens nicht sein. Und hastig floh er in nächtlichem Dunkel, bald auf brandenburgischem, bald auf mecklenburgischem Gebiet reitend, nach dem Pommerlande zu, den Kopf tief bückend, theils um im Rienkamp sich nicht an den Zweigen zu stoßen, theils auch, daß ihn niemand, der zufällig des Weges käme, erkenne und die Verfolger auf seine Spuren leite.

Dieweil er, vogelfrei erklärt, in Unruhe fortan lebte und ein ehrliches Grab nicht fand, muß der böse Dietrich noch immer umherschweifen. In dunklen Sturmesnächten jagt er von der Hühnerwiese bei Eldenburg her in den Rienkamp hinein. Ein Kopf ist auf den Schultern des rasend dahinstürmenden Reiters nicht zu bemerken. Man hört es plötzlich neben sich rauschen und knacken und fährt erschreckt in die Höhe. Ein Rienapfel oder ein trockener Zweig, den der rücksichtslos einherstürmende Reiter abgestreift hat, fällt einem auf Kopf oder Arm: da eilt schon weit vorn der Schatten des Geächteten. Huh! bei Sturm im dunklen Walde ist nicht gut weilen!

c. Verzage nicht!

Wohl fand später der Burgherr Gnade vor den Augen des Kurfürsten und ward wieder als Vasall auf Eldenburg bestätigt. Allein das Schloß, von Verrat entweicht und ohnmächtig den neuen Waffen gegenüber, hatte seine Bedeutung offenbar verloren. Zudem planten die Nachbarn in Mecklenburg keinen Einfall mehr in die Prignitz. Sie erkannten des Kaisers Entscheidung an, daß die Prignitz mitsammt der Wische bei Lenzen dem Kurfürsten Erzkämmerer zu eigen gehören sollte.

So ward nach Verlauf von vier Menschenaltern der Quirow auf Eldenburg aus dem Geschlecht der tapfern und umsichtigen Grenzhüter ein stiller Ackerzmann, der nur nebenbei Spieß und Armbrust ergriff, ab und zu des edlen Waidwerks zu pflegen.

Auf der zerschossenen und dürftig hergestellten Burg blieb er wohnen. Es gab eben für ihn keine andre Wohnstätte. Und so gut es ging, richtete er und sein treues Weib sich ein. Allein es wollte alles nicht mehr nach Wunsch gehen. Als das Übelste erschien dem Ehepaare, daß ihnen kein Erbe der Burg und des Ringes zulächelte. Zwar spielte vor ihnen ein holdseliges Töchterlein des Namens Rosamunde. Doch die Eldenburg erbte nur in männlicher Linie weiter.

So war es zu natürlich, daß viele heiße Gebete aus beider Eltern Munde zum Himmel emporstiegen und daß der Priester viele geweihte Kerzen zum Altare der Muttergottes nach dem Marienberge mitnahm. Endlich, endlich schienen die Gebete Erhörung zu finden. Da, als die Edel-dame vom Obergemach zum Saale eilig niedersteigt, die

heilige Messe zu hören, gleiten ihre Füße auf der Schwelle aus. Sie stürzt zu Boden. Quiżow und der Priester tragen sie schleunig nach dem Schlafgemach, voll bangen Zagens, was kommen werde. Und es kam das Schrecklichste: am Abend mußte Quiżow ein totes Söhnlein in den Arm der toten Mutter legen.

Stumm in sich gefehrt stand der Burgherr drei Tage später auf dem Schloßhofe als erster im Leichenzuge, der sich hinter der Bahre ordnete. Der Oheim Quiżow aus Rühstädt, der Älteste der ganzen Sippe, will ihm Trost zusprechen und fängt an zu reden von unbegreiflichem Geschick und daß er ja noch immer im besten Mannesalter stehe und eine zweite Frau haben könne. Da packt den Eldenburger grimmer Schmerz. „Laß dein Reden,“ stößt er bitter hervor, „es ist zu Ende auf der Eldenburg! Hinweg denn mit dem Ringe: was soll der noch? Hier ist nicht Treue mehr erforderlich an der Verzweiflung Stätte!“

Er reißt den Silberring vom Finger und will denselben durch das offen stehende Thor in die nahebei rinnende Elde schleudern. Aber zum Schwunge ausholend, stößt seine Hand an das Haupt der hinter ihm stehenden kleinen Rosamunde. Der Wurf bekommt in Folge dessen eine andere Richtung, als beabsichtigt war, der Ring fliegt hoch auf das Schloßdach. Da tanzt er aufwärts, immer aufwärts, und ganz hoch oben an einem vorstehenden Nagel des Turmdachs bleibt er hängen.

Betroffen starrt der eldenburger Quiżow in die Höhe. Der alte Rühstädter schüttelt unwillig das graue Haupt. Der Priester aber bei der Bahre macht das Zeichen des heiligen Kreuzes und spricht langsam die Worte:

„Verzage nicht, laß Gott walten!“

d. Ein neues Reis auf altem Stamm.

Rosamunde von Quiow war zur Jungfrau erblüht. Auf Zureden des alten Oheims auf Rühstädt hatte ihr Vater sie eine Zeit lang nach Rühstädt in die Pflege der Großmuhme gegeben und später zur Erziehung den frommen Schwestern in Spandow anvertraut. Das letztere war insbesondere in der Absicht geschehen, die Augen des Kurfürsten bei guter Gelegenheit auf das schöne Kind zu lenken und für dasselbe einmal die Gnade zu erbitten, daß ihm das Erbrecht auf die Eldenburg verliehen werde. Der alte Rühstädter hoffte auf diese Weise die Eldenburg der Familie von Quiow zu erhalten.

Wie er es sich gedacht, so kam es in der That. Kurfürst Friedrich änderte huldvoll für dieses eine Mal die Erbfolge dahin ab, daß Rosamunde dem, der ihre Hand gewann, die Eldenburg als Hochzeitsgut mitbringen solle. Nachdem Rosamunde erwachsen und zu ihrem Vater zurückgekehrt war, kamen nun die Söhne der Edlen aus der Nachbarschaft zahlreich auf die Eldenburg geritten. Von Mecklenburg und aus dem Lüneburgischen, von der Altmark her und aus der Prignitz strömten die Freier herbei, so daß es dem alten Ritter schwer genug ward, die Gäste zu beherbergen und jeden Einzelnen immer wieder auf geziemende Weise zu entfernen. Denn so sehr ihn anfangs der Zudrang der Jünglinge erfreute, so wenig behagte es ihm bald, teure Gelage zu geben, ohne daß die Jungfrau sich einem der Bekommenen insonderheit gewogen zeigte.

Als zum hundertstenmal ein Freier abgewiesen war, fragte der alte Herr unwillig seine Tochter, was sie denn eigentlich im Sinne habe? „Willst du,“ redete er sie halb

zornig an, „mit dem Wohlwollen deines Vaters und mit seinem Gute kindisches Spiel treiben? Oder willst du unvermählt bleiben? Wenn das Letztere, dann sag's schnell. Dann bitte ich den allergnädigsten Kurfürsten, er wolle mich alsbald aus dem Vasallentum entlassen und die Eldenburg an die Rühstädter geben. Du magst dann in Spandow den Schleier nehmen. Ich finde für meine alten Tage schon ein Unterkommen in Rühstädt oder in Havelberg.“

Rosamunde warf trotzig ihr Köpfschen in den Nacken und entgegnete: „Mein Vater, die Schuld an meinem Verhalten liegt nur bei dir! Du hast mir oftmals erzählt, die Treue auf der Eldenburg beruhe auf dem Besiz des Ringes aus geweihtem Silber, welchen du bei meiner Mutter Begräbnis von dir geschleudert hast. Was soll's nutzen, daß ich mich vermähle, wo Treue keine Stätte auf der Eldenburg hat? Die edlen Jünglinge alle, welche mich umwarben, sie begehrten nicht mich, sie verlangten nur nach der Burg. Wie soll, wer so gesonnen kommt, dereinst das lange Leben hindurch mir, wie soll ich ihm Treue halten? Ja, holte einer den Ring vom Turme herab: der hätte in Liebe Mut gezeigt, der hielte wohl Treue!“

Dem alten Quizow sank das Haupt auf die Brust, als er die Tochter also reden hörte. Er konnte sie nicht schelten, sie hatte ja soviel Wahrheit gesprochen. Aber er sann nun eifrig nach, wie er des Ringes wieder habhaft werden könne. Dann, meinte er, werde sich auch die Tochter umstimmen lassen.

Erst bot er reichen Lohn. Doch nicht nur seine Knechte und Mannen, selbst das fahrende Volk, welches herbei kam, schreckte vor dem Wagnis, das Turmdach zu erklettern, zurück. Dann entbot er die edlen Jünglinge alle, welche schon

einmal gekommen waren und denen sich viele neue zugesellten. Keiner wagte den furchtbaren Aufstieg.

Das einfachste Mittel, ein Gerüst um den Turm in die Höhe zu bauen, hatte sich die Jungfrau als ungehörig verboten. So suchten einige Jagdsfreunde sich dadurch zu helfen, daß sie Falken abzurichten bemüht waren, ob diese den Ring herabholten. Doch auch diese Bemühungen führten nicht zum Ziel.

Schließlich entbrannte des Vaters Zorn und er erklärte: man wolle es mit Schießen und mit Werfen versuchen! Das Schießen solle den Anfang machen. Und er machte bekannt: Es möchten noch einmal alle Jünglinge, welche Rosamunda's Hand begehrten, im Mai zur Vollmondszeit auf der Eldenburg eintreffen. Da wolle er einen Maienritt ganz eigener Art veranstalten. Beim Zug ins Land sollten sich die Teilnehmer versammeln. Von dort aus sollte einer nach dem andern in vorher festgesetzter Reihenfolge auf das Thor der Eldenburg in scharfem Trabe zureiten, die gespannte Armbrust in der rechten Hand. Wo es jedem gut schiene während des Rosselaufes sollte er nach dem Ringe schießen. Ein Bolzen werde ja doch in den drei Tagen, die solches Fest dauern sollte, den Ring herabholen und Braut und Burg dem glücklichen Schützen zu eigen machen.

Rosamunde sah mit großem Bangen diesem Maienritt entgegen, der ihr Schicksal entscheiden sollte. Denn nicht der Trotz allein, den sie dem Vater gezeigt, veranlaßte ihre Sprödigkeit gegen die Freier. Sie hegte vielmehr im tiefsten Herzen verborgen getreue Liebe zu einem Knaben, den sie als Kind beim Großoheim in Rühstädt kennen gelernt, mit dem sie dort am liebsten gespielt.

Runo Hartwich, wie der erste Burgherr auf Eldenburg,

hieß derselbe, und war eine Waise, ein Enkel des Rühstädters, der ihn nach seines Sohnes frühem Tode an sich genommen hatte. Bald nachdem Rosamunde ins Kloster nach Spandow gebracht worden war, hatte der Großvater ihn nach Magdeburg an den Hof des Erzbischofs gegeben. Von dort aus war der junge Runo Hartwich mit andern Edlen zur Ritterfahrt ausgezogen und weilte schon seit Jahren in Hispanien, die Mohren zu bekämpfen. Rosamunde hatte immer gehofft, er werde wiederkehren, wiewohl sie sich sagen mußte: was soll er in der Heimat! Er hat ja als Sohn eines der jüngeren Söhne weder auf Rühstädt noch auf eine andre Burg der Quizows Erbrecht und Anspruch!

Als der für den Mairitt bei der Eldenburg festgesetzte Tag erschien, fanden sich dreihundert edle Jünglinge ein und kamen in festlichem Zuge von Lenzen her zum Lug ins Land geritten. Dort begrüßten der Burgherr und Rosamunde die Angekommenen und das Reiten und Schießen begann. Für's erste gelang es keinem, den Ring zu treffen. Sie waren wohl alle zu hastig im Schießen gewesen. Dem alten Herrn war solches wenig genehm. Er fürchtete, wenn das so weiter ginge und keiner habe Erfolg, so möchten sich am Ende alle im Born gegen ihn vereinigen und dann könne es ihm und der Eldenburg übel ergehen. Die edlen Jünglinge dagegen waren ihrestheils guter Dinge und meinten: jetzt konnten sie ja nach der ersten Probe das Ziel.

Auch der zweite Tag führte keine Entscheidung herbei. Zwar hatten ein Ihenplitz und ein Putliz den Ring getroffen, doch war derselbe nicht herabgefallen. Dem alten Herrn ward aufs neue bange. Er suchte und fand einen Ausweg. Sein Wille, redete er sich ein, sei ja im Grunde nur gewesen, daß der Ring getroffen werde. Und laut ließ

er sich vernehmen: „Hat bis zum Schluß des dritten Tages keiner den Ring herabgeschossen, so sollen alle die, welche den Ring mit dem Bolzen getroffen haben, gegen einander in die Schranken treten. Und wer aus derartigem Turnier als letzter Sieger hervorgehe, der sei mir als Schwiegersohn willkommen.“

Durch solche Verheißung belebte er aufs neue aller Mut. Denn manche fingen schon an, eine verdrossene Miene zu zeigen. Was dem Ihenpliz und dem Putliz geglückt, das traute sich am Ende nach zweitägiger Übung jeder zu. Und wer hätte nicht für's weitere Ritterspiel auf sein gutes Roß und sein gutes Schwert vertrauen sollen?

Rosamunde lag am Abend bitterlich weinend auf den Knien vor dem Bilde des Gekreuzigten und flehte zu diesem und zur heiligen Gottesmutter um Hülfe aus ihrer Herzensnot. Sie dachte alles Ernstes daran, ob sie nicht am besten thäte, sich vom Turm herab oder in die Erde zu stürzen, ehe sie in die Heirat mit einem ungeliebten Manne willige. Ganz gewiß wolle sie solches thun, wenn der Putliz schließlich den anderen obsiege. Denn ob auch der Vater diesen, als einen Edlen aus der Prigniz, am meisten begünstigte, ihr war derselbe unleidlich.

Da dröhnen starke Schläge an das Burgthor. Ein einzelner Wanderer bittet um ritterliche Gastfreundschaft. Der Burgherr gebietet, ihn zum Saale zu führen. Der Fremde tritt in den Saal: ein stattlicher Mann, das Gesicht dunkelgebräunt, seine Kleidung die der spanischen Ritter. Doch trägt er keinen Panzer und nur ein feiner Degen hängt ihm zur Seite.

Der Burgherr entbietet ihm freundlichen Gruß und fragt, ob auch sein Roß draußen besorgt werde. „Ich habe kein

Roß," erwidert der Fremde, „ich komme zu Fuß von Dömitz. Dorthin bin ich zu Schiff von Hamburg hergekommen und nach Hamburg hat mich von Santander im Lande Hispanien ein Meerschiff getragen.“

„So seid Ihr ein Gesandter des Königs von Arragon? Wie kommt Ihr da nach unfrem Lande? Wolltet Ihr etwa nach Lübeck, der Hansestadt, und habt des richtigen Weges gefehlt?“

„Nicht also, vielerley Herr,“ entgegnete der Fremde lächelnd. „Ich bin kein Gesandter des Königs von Arragon, dem ich freilich sieben Jahre lang im Kampfe gegen die Mohren gedient habe. Ich bin ein Brignixer Kind, welches unwiderstehliche Sehnsucht trieb, die Heimat wieder einmal aufzusuchen.“

Da fährt sich der Burgherr mit der Hand an die Stirn, tritt dicht an den Fremden heran und fragt mit vor Erregung zitternder Stimme: „So seid Ihr wohl gar meines Oheims Enkel, Runo Hartwich von Quizow aus Rühstädt?“

Der Fremde springt überrascht vom Stuhle auf: „Ja, der Runo Hartwich bin ich. Aber sagt, wer seid Ihr und wo bin ich eingekehrt? Mir ist bei dem langen Fernsein vieles aus der Erinnerung entschwunden. Die Nacht überraschte mich und ich klopfte an das erste Thor, hinter welchem ich einen Turm ragen sah.“

Da schüttelt der Burgherr ihm kräftig die Hand: „Herr Nefte, auf der Eldenburg seid Ihr bei Eurem Oheim und bei Eurer vormaligen Spielgefährtin in Rühstädt, der kleinen Rosamunde. Ihr kommt zur guten Stunde heim. Denn wisset, morgen wird Rosamundes Verlöbniß stattfinden und die Hochzeit wird bald folgen. Bleibt fürs erste hier und haltet mit uns fröhliche Feier.“

Obwohl es schon spät war, gebot er, der Tochter Kunde zu bringen, wer unvermuthet eingekehrt sei, und hieß sie selbst in den Saal hinunterkommen.

Rosamunde war ob solcher Nachricht nicht wenig erstaunt. War's möglich, hatte die heilige Jungfrau ihr herzuinniges Flehen so schnell erhört? Sie stieg eilend hernieder. Wie stattlich war doch dieser Ritter anzuschauen, der zehn Jahre zuvor als zarter Edelknabe von Rühstädt nach Magdeburg fortgegangen war? Und doch, seine Rede zu ihr klang noch ebenso traulich, wie solches beim Kinderspiele der Fall gewesen war.

Beim feurigen Weine, den sie auf des Vaters Wunsch den beiden Herren gereicht, erzählte Runo Hartwich mancherlei aus dem Lande Hispanien und von den Kämpfen mit den Mohren. Auch zeigte er viele kostbare Steine, Geschenke des Königs von Arragon und Beute, von Mohrenhelden erstritten. Viel Gold auch verwahrten ihm die Kaufherren in Hamburg, deren Handschrift er bei sich führe, im Gewande verborgen. Der Vater seinesteils erzählte von dem, was heute und gestern geschehen und scherzte mit dem Neffen, ob er vielleicht auch sich morgen an dem Wettstreit betheiligen wolle.

Rosamunde wollte schier das Herz zerspringen. Sie nahm rasch Abschied und mahnte die beiden, doch auch rechtzeitig zur Ruhe zu gehen. Lange lag sie weinend und betend auf ihrem Lager, ohne sich zu entkleiden, bis plötzlich die Augen von selbst zufielen.

Runo Hartwich fand gleichfalls lange keine Ruhe. Was war das doch für ein eigenartiger Empfang beim ersten Eintritt in die heimatliche Prignitz? Er sann und sann. Warum hatte ihm mit einemmal das bewegte, glänzende Leben

am Hofe des Königs von Arragon nicht mehr behagt? Was hatte ihn so unwiderstehlich nach der Heimat getrieben, daß er nirgends unterwegs Ruhe gehabt und nicht einmal am Nachmittag dieses Tages nach Ankunft des Schiffes hatte mögen in Dömiß bleiben? Seine Gedanken flogen zu den Knabenjahren zurück. Wie war das doch? Er hatte in Rühstätt gar nicht so gern mit Knaben, er hatte am liebsten mit der kleinen Rosamunde gespielt. Nun fand er diese wieder als schöne Jungfrau, als Erbtöchter einer Burg mit gutem Namen, er, der in der Heimat erblos, in der Fremde bei den Hispaniern und Mohren heimatlos war. Wie? Wenn?— Der Traumgott gaukelte ihm allerlei freundliche Bilder vor, der Traumgott, welcher unbemerkt herzugeschlichen war.

Im Traum war's ihm, als öffne sich die Thür. Eine hohe Frauengestalt, von goldigem Schein umflossen, trat an sein Lager. Sie beugt sich zu ihm nieder und küßt ihn leise auf den Mund: da nimmt er wahr, daß ihre Augen geschlossen sind. Und weiter ist ihm, als werde seine linke Hand ergriffen und ein Ring auf den Goldfinger derselben geschoben. Dann entschwebt die Gestalt wieder durch die kaum geöffnete Thür. Er reckt die Arme ihr nach, richtet sich auf und erwacht: der Vollmond scheint blendend ins Zimmer und auf sein Lager, doch nichts ist im Lichte desselben zu sehen. Unwillkürlich blickt er auf die linke Hand. Was blinkt dort am vierten Finger bleich im bleichen Mondeslicht? Bei Gott: ein Ring von Silber, den er nie vorher gesehen. Den starken Mann durchzuckt's vom Wirbel bis zur Zeh. Was soll das? Ist aus dem fernen Lande der Mohren Zauberei über ihn gekommen? Er springt vom Lager und tritt an das Fenster. Dort unten im Burghofe schreitet der Wächter gemessen einher und die Wasser der

Elbe rauschen eintönig über das nahe Mühlwehr hin. Hier in der Prignitz waltet keine Zaubermacht, wie wohl im heißen Lande der Ungläubigen der Fall sein mag. So legt er sich mit hochklopfendem Herzen wieder zur Ruhe und bald umfängt ihn fester Schlaf.

Ein furchtbares Getümmel weckt ihn auf. Er eilt zum Fenster und sieht mit Staunen, wie der Burghof ganz voller Reiter ist, deren jeder eine Armbrust in der rechten Hand hält.

Ist die Burg plötzlich überfallen? Die Erzählung des alten Oheims vom Abend vorher ist ihm entfallen. Doch hat er in der Eile von oben her gesehen, daß der Oheim vor den Reifigen steht und mit denselben verhandelt. Schnell angekleidet eilt er mit gezücktem Degen die Treppen abwärts und auf den alten Herrn zu. Der steht da und deutet, die Augen von tiefstem Kummer umflort, mit der Hand nach der Spitze des Turmes und aller Reiter Augen starren in die Höhe. Ihn selbst blendet die Morgensonne und so hält er zum Schirm der Augen die linke Hand an die Stirn, indem er auf den Burgherrn zuschreitet. Da wendet sich dieser ihm zu und schreit im selben Augenblick, auf Ruinos erhobene Hand deutend, auf: „Da, da!“ Schon wollen die Reiter, den Fremdling mit dem bloßen Degen erblickend, die Geschosse auf ihn richten, indes er selber ratlos um sich schaut. Da ist, vom Aufschrei des Vaters herbeigezogen, Rosamunde zur Stelle geeilt. Der Vater aber hat sich schon wieder erholt, tritt zwischen die Reiter und den Neffen und drückt dessen linke Hand an sein Herz. Da erst bemerken alle, daß an des Fremdlings Finger ein Silberring matt erglänzt, der Ring, nach welchem sie soeben vergebens ausgeschaut hatten. Im Nu sind alle von den Rossen. Halb wünschen sie zu

vernehmen, wer der Fremde sei und wie er zu dem Ringe gekommen, halb zürnen sie und möchten auf den Fremdling andringen, der anscheinend alle ihr Wünschen und Bemühen zu nichte gemacht hat.

Doch wer will fragen, wer kann erzählen?

Da tritt der Knecht, welcher dem Burgherrn zur Seite gestanden, vor und bittet um Gehör.

„Ich will erzählen,“ hob er an, „was ich als Wächter in der verflossenen Nacht Wundersames geschaut. Der Stand der Sterne kündete Mitternacht, der volle Mond schien gerade in die Fenster dieser Seite der Burg. Da, sehe ich, thut sich das Fenster des Gemaches auf, in welchem unser Fräulein schläft. Aus dem Fenster hebt sich heraus, so groß und weiß, daß mich Grauen erfaßt, wiewohl ich viele Nächte schon Wache haltend gar manchen Spuk auf dem Schloßhofe und auf der Wiese ringsum erschaut und mit guten Sprüchen allezeit gesichert bin vor des Bösen Gewalt. Zum Dache hebt sich und schreitet höher und höher. Ich meine unser Fräulein zu sehen, daß sie dort oben schreite. Da kommt's zum Turm, und siehe, ein Glorienschein umgiebt das Haupt der hoch oben schwebenden Gestalt. Nun sinke ich demütig in die Kniee und bete das Ave Maria und viele Pater Noster. Wie nickt mir doch, indem ich die heiligen Worte spreche, die Gebenedeiete vom Turm her freundlich zu! Ich sehe, wie sie hoch oben den Ring vom Nagel nimmt, desselben Weges, den sie gekommen, zurückwandelt und ins Fenster hinein zu unserm Fräulein verschwindet.“

Der Knecht hatte geendet und wieder sahen sich alle stumm an. Da bat Runo Hartwich, reden zu dürfen, und sprach: „Laßt mich da fortfahren, wo der Wächter geendet. Ich werde jetzt durch seine Erzählung inne, daß es kein

Traum war, wie ich mir in der Nacht und eben noch oben im Gemach einreden wollte, was mir widerfahren. Zu mir trat, es mochte Mitternacht eben vorüber sein, eine hohe weiße Frau, vom Glorienschein umgeben, beugte sich über mich, daß ich ihren Athem zu spüren meinte, und streifte mir diesen Ring an den Finger.“

Feierliche Stille folgte diesen Worten. Da drängte sich der Priester vom Marienberge, welcher zur gewohnten Stunde, Messe zu lesen, gekommen war und die Erzählungen beider, des Wächters und des fremden Ritters, hinter den Jünglingen stehend mitangehört hatte, durch die Menge bis hin zu dem alten Duitow. Es war noch derselbe, nun schon sehr alte, welcher Kosamunde's Mutter zur letzten Ruhe geleitet hatte. Er legte, ohne erst viel zu fragen, die Hände Kosamundes und Runo Hartwicks in einander und sprach zu dem in tiefes Sinnen versunkenen Vater, das heilige Kreuzeszeichen zum Turm hin machend: „Laß Gott walten!“

Hochzeit hielten die Glücklichen bald. Und die Fügung des Himmels ehrend erschienen zu derselben die dreihundert Werber als Gäste, in fröhlichem Ringelstechen und mancherlei anderem Ritterspiel dem neuen Vasallen und ritterlichen Genossen ihre Achtung bezeugend. Der bewirtete alle gar herrlich auf der ihm neu bescheerten Heimstätte. Er hatte ja Reichthum genug aus Hispanien mitgebracht.

e. Die Judenklein.

Wieder sind drei Menschenalter dahingegangen. Der Enkel Runo Hartwicks, des Erneuerers der Eldenburger Linie, waltet auf der Eldenburg. Der hatte viel Tugend und viel Reichthum von seinem Vater und seinem Großvater ererbt.

Aber auch eine schlimme Neigung war vom Großvater her auf ihn gekommen.

Runo Hartwich hatte in den hispanischen Kriegen einen grimmen Haß wider die Mohren nicht bloß, auch wider die Juden in sich aufgenommen. Mit den Mohren gab es in der Prignitz nichts zu thun. Aber Juden kamen auch hier vor seine Augen. Und die hatten es bei ihm nimmer gut. Sein Sohn und sein Enkel thaten leider gleich also. Was Wunder, daß der Enkel seiner Laune alle Bügel schießen ließ, als Kurfürst Joachim I. zu Berlin und zu Stendal ein furchtbares Gericht über die Juden gehalten in den Jahren 1510 und 1514.

In Folge solches Schreckens flüchteten viele Juden aus der Mark, namentlich aus der Utmarsk, nach Mecklenburg, Lüneburg und Hamburg zu. Diese alle mußten die Straße bei der Eldenburg vorbei passieren. Wenn sie nun zum Schlagbaum beim Dammzoll kamen, ließ Quißow von ihnen einen Goldgulden fordern für die Erlaubnis, des Weges zu ziehen. Und wollte einer nicht gleich zahlen, so ließ er einen solchen von seinen Knechten nach dem früheren Zug ins Land, dem einsam stehenden Türmchen am Kienkamp, schleppen. Dort ging es auf langer Leiter hinauf zum Gemach des vor-maligen Türmers. Hier hatte sich Quißow nach den Erzählungen seines Großvaters über hispanische Weise, Juden zum Zahlen von Geld zu zwingen, eine eigenartige Marterstätte eingerichtet.

Ein großes Hufeisen war in das Mauerwerk eingelassen. Auf dieses kam der gefangene Jude derart zu sitzen, daß nur die Fußspitzen den Boden erreichten. Um den Leib wurden zwei Ketten, welche zu beiden Seiten in der Mauer befestigt waren, zusammengestellt. Über die Kniee wurde eine starke

Eisenstange gepreßt, welche auf der rechten Seite in einer Angel ging und auf der linken Seite in eine Kramme griff, vor die ein Schloß gelegt wurde. Zur Vervollständigung der Marter wurden die Oberarme des unglücklichen dorthingesehten Mannes mittelst halbkreisförmiger Eisen an die Hinterwand gespannt.

Das grause Marterwerkzeug trug den eigens für dasselbe erfundenen Namen: „Judenklemme“. Darinnen mußten die Unglücklichen sitzen, mußten hungern und dursten und sonstige Leibesqual aushalten, bis sie sich zum Zahlen von Geld bereit erklärten. Die Qual war um so schrecklicher, als nur einmal am Tage einer kam, nachsah und fragte, ob der Gefangene sich nun bequeme, zehn Goldgulden zu zahlen.

Auf solche Weise erpreßte Quirow von den flüchtigen Juden viel Geld. Er durfte es wagen, den Wegelagerer zu spielen noch unter der gerechten Hohenzollernherrschaft. Denn hier in dem äußersten Winkel der Prignitz kam es ihm zu statten, daß wo kein Kläger, da auch kein Richter ist. Der Kurfürst war ja fern und die mißhandelten Juden durften es dazumal nicht wagen, zu dem ihnen zürnenden Landesherren Botschaft zu senden.

Doch endlich sollte Quirow auch erfahren, daß über allen Herren der Erde ein höchster Herr und gerechter Richter waltet, dessen Verdammnis nicht schläft.

Quirow stand eines Morgens selbst am Schlagbaum, als ein alter Jude mit seiner Tochter heranschnitt. Der Wächter forderte zwei Goldgulden Wegezoll. Der alte Mann sprach sein Erstaunen über solche Forderung aus, da er ja nicht einmal mit einem Wagen den Weg benutze. „Thut nichts,“ erwiderte der Wächter, „ihr seid ein Jude und müßt

zahlen. Wollt ihr es anders, so wendet euch an den Herrn selbst, dort steht derselbe.“

Da neigte sich der alte Jude vor dem Ritter und flehte ihn um Erlaß des Zollgeldes an. „Ich bin,“ sprach er, „kein Kaufmann wie die meisten Kinder meines Volkes. Ich war ein Lehrer, ein Rabbi in Stendal und diente bis jetzt denen, die zurückgeblieben waren nach des Kurfürsten hartem Gericht. Jetzt sind auch die letzten aus unserm Volke von Stendal gewichen, und ich will denselben nachwandern.“

Als er solches vernahm, zuckte es höhnisch über Quizows Gesicht und er schrie: „Berruchter, so hast du unsern allergnädigsten Herrn, den Kurfürsten, betrogen! Er gebot allen Juden, aus Stendal sofort zu weichen. Und Du hast es gewagt, nicht bloß daselbst zu bleiben, sondern hast noch dazu weiter gelehrt und gefrevelt in eurer schändlichen Weise. Gut, daß ich selber hier bin, dich zu fangen. Halloh, jetzt hin nach Berlin! Auf dem neuen Markt wird sich bald wieder ein Scheiterhaufen erheben.“

Der alte Mann fiel vor dem Scheltenden auf die Kniee: „Herr, habt Erbarmen mit meinem grauen Haupte und mit meinem unschuldigen Kinde. Habt Erbarmen, laßt mich zu denen, die in Stendal und in Berlin alle Lehrer verloren haben und denen nur ich noch in der Fremde nach der Väter Weise das heilige Gesetz und die Propheten verkündigen kann.“

Quizow sann ein wenig nach. Dann sprach er langsam: „Mags sein! Es ist für mich lästig, dich den weiten Weg nach dem Schlosse in Cölln zu schaffen. Zahle, dieweil du ein Rabbi, du sagst ja wohl, der einzige und letzte aus Stendal, hundert Goldgulden, so magst du die Straße weiter ziehen. Sonst, ehe es nach Cölln und Berlin geht, marsch erst noch in meinen Kerker mit der Klemme!“

„Herr, ich besitze nichts, rein gar nichts als das Brod der Trübsal, welches meine Tochter im Tuch von Stendal mitgenommen hat. Bis Dömitz gedenken wir heute zu kommen. Dort harren etliche aus unserem Volke. Wohin sie mich führen werden, ich weiß es noch nicht.“

„Schon gut,“ entgegnete Quikow kalt, und wandte sich an die Tochter des Juden: „Lauf, Dirn, lauf schnell nach euren Leuten und sage ihnen, mit hundert Goldgulden sollten sie ihren Rabbi, deinen Vater, von meinem Stuhl herunterholen. Es sind sicher dort einige, welche auf meinem Stuhl gefessen haben. Die werden, da ihr mir wirklich nichts zu haben scheint, an eurer Statt gern zahlen, damit ihnen der Rabbi nicht verloren geht.“

Nichts half der beiden Flehen. Mit harten Streichen und wildem Fluchen trieb der Wächter das Schicksel auf der Straße nach Dömitz ein gutes Stück vorwärts, indes Quikow selbst den alten Rabbi zum Lug ins Land schleppen ließ.

So saß nun der alte Rabbi in der Klemme vom Morgen bis zum Sonnenuntergang. Da sah Quikow von der Leiter aus durch die Thür hinein und fragte, ob er jetzt zahlen und dann nachts durch den Wald weiter pilgern wolle. Der Greis gab ihm keine Antwort. Statt dessen begann er mit tiefer Stimme zu singen Psalm 137: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten.“ Quikow verstand die Worte nicht, denn der Rabbi sang in hebräischer Sprache. Doch wurde ihm unheimlich bei dem eigenartigen Bittern der Töne, und schleunig stieg er die Leiter hinab.

Tags darauf am Abend kam er wieder. Sobald der Gefangene das Klappern der Leiter vernahm, begann er den Psalmengesang. Quikow fand nicht die Kraft, die Leiter

hinaufzusteigen und kehrte mit klopfendem Herzen zur Burg zurück. Schon nahte am dritten Tage die Sonne dem Himmelsrande. Das Schicksel mit dem Gelde war noch nicht wiedergekehrt. Da mochte Quizow die in ihm tobende Unruhe nicht länger ertragen. „Diesesmal habe ich es zu arg gemacht, hätte ihn lieber sollen laufen lassen, den Hungerleider,“ rief er ingrimmig vor sich hin. Dann befahl er, einen Wagen anzuschirren. Auf demselben sollten zwei Knechte den Alten bis Dömitz fahren und sich von den dortigen Juden einen guten Lohn einfordern. Schnell wollte er das dritte Mal zur Klemme gehen und den Alten losschließen.

Als er zum Schloßthor hinaustritt, stehen vor ihm zwölf hebräische Männer, das Schicksel dabei. Demütig beugen sich alle vor dem Ritter zur Erde und das Schicksel trägt hundert Goldgulden in der Hand. Das Geld weist der Ritter jetzt zurück und befiehlt kurz, zwei von den Juden sollten mit ihm und seinen Knechten zum Lug ins Land gehen, den Rabbi in Empfang zu nehmen.

Der letzte Strahl der Sonne leuchtet über die Erde, als sie am Fuße des kleinen Turms stehen. Da hebt's zu ihren Häupten mit einmal an zu klingen: „Sch' ma Jisraël.“ Quizow fährt zusammen. Er weiß von seinem Großvater her, der sie oftmals in Hispanien vernommen, was solche Töne zu bedeuten haben: „Höre Israel, der Herr unser Gott allein ist Gott.“ Diemeil er zitternd die Leiter emporsteigt, sind die beiden Juden, welche mit ihm hierher gekommen waren, zur Erde niederknieet und ihr Gesang antwortet in feierlichen Tönen dem Sängler im Turmgemach.

Jetzt öffnet Quizow die Thür: aus dem entsetzlich verzerrten Gesicht des Angeschlossenen funkeln ihm weit aufgerissene Augen schrecklich entgegen und eine hohle Stimme

haucht, kaum vernehmbar, in deutscher Sprache, was geschrieben steht bei Moses 2, Kap. 20, 5: „Ich der Herr dein Gott bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern“ — bis dahin kam der Sterbende.

Mit furchtbarem Stöhnen sank Quikow zusammen; nur schnelles Zugreifen seiner Knechte bewahrte ihn vor dem Hinabstürzen. Hastig lösen die Knechte die Leiche des Rabbi aus der Klemme und übergeben dieselbe den beiden Juden. Die trugen sie zu ihren bei dem Schloß harrenden Gefährten, und laut wehklagend ging der Zug der Juden in den Priemewald hinein nach Dömiz zu. Die hundert Goldgulden hatte das Schicksel dem Ritter nichtachtend vor die Füße geschleudert.

Quikow winkte seinen Leuten, sie sollten das Geld für sich nehmen. Er ließ keinen Juden wieder in die Klemme setzen, nahm auch von keinem mehr Wegezoll. Nur seine Knechte trieben, wenn der Herr fern war, bisweilen am Schlagbaum noch Kurzweil mit des Weges ziehenden jüdischen Leuten.

f. Der Fischteich.

Ob auch der üble Ruf seines Treibens nicht bis zu den Ohren des Kurfürsten drang, war „Quikow, der Judenklemmer“ doch in der Prignitz und in der Altmark allwärts im Munde der Leute. Wo er sich da blicken ließ,kehrte man ihm lieber den Rücken als das Antlitz zu. Die Herren vom märkischen Adel und die aus den Städten fanden denn doch längst kein Wohlgefallen mehr an derartigem Brauche halb vergessener Zeiten und ihrer viele mochten selbst des Kurfürsten hartes aber doch immerhin öffentlich in aller Form Rechtens vollzogenes Gericht nicht billigen.

Überall frostig empfangen und ungeru aufgenommen durfte der Eldenburger Quikow nicht wagen, um eine Tochter aus edlem Geschlecht zu werben.

Schon war er vierzig Jahre alt, als endlich seinen sehnsüchtig ausschauenden Augen ein freundlicher Gegenblick aus Mädchenaugen zu Teil wurde.

Adelheid war es, auch eine von Quikow, die ihm ihre Gunst zuwandte. Adelheid hatte früh Vater und Mutter verloren und war als Waise von einem mitleidigen Oheim nach Schloß Stavenow in der Prignitz genommen worden. Nun war sie zur Jungfrau herangewachsen und der Oheim wünschte ihre Entfernung aus seinem Hause, sie selbst sehnte sich gleichfalls nach anderweitigem Unterkommen. Denn ihres Herzens innigster Wunsch, des Betters Kurt auf Stavenow Frau zu werden, konnte keine Erfüllung finden. Der alte Herr von Stavenow kam frühzeitig hinter den mehr als verwandtschaftlichen Verkehr seines Sohnes mit der Nichte und wies beide ernstlich zurecht. Er erklärte seinem Sohne Kurt ohne weiteres: „Schloß Stavenow vermag nicht, zwei Herren und zwei Edelfrauen in sich zu fassen und zu erhalten. Demnach mußt du, Kurt, als der jüngere von meinen zwei Söhnen, bei Zeiten von hinnen, dir in des Kaisers Dienst oder bei der Republik Venedig Thätigkeit und Erwerb zu suchen. Stark und gewandt, wie du bist, wirst du schon sehen, wo du einmal bleibst. Draußen im Getreibe und Getümmel der Welt wirst du dir die arme Waise Adelheid bald aus dem Sinn schlagen. Und für die wird's schon irgendwo einen Unterschlupf geben, wenn's gar nirgend anders ist, so in Spandow oder im Stift Heiligengrabe.“

„Vielleicht auch,“ bemerkte der alte Herr scherzend, „geht dir's, wenn du einmal wiederkehrst, wie es dem Runo Hart-

wich aus Rühstädt bei seiner Heimkehr aus den Mohrenkriegen erging. Das Vasallentum der Eldenburg steht wieder einmal auf zwei Augen. Wenn der Better Judenklemmer diese zuthut und der Kurfürst das Lehen neu verleiht, wird er die Quißows doch sicher in erster Reihe berücksichtigen. Da kann die Sippe für dich eine Stätte seiner Zeit bereit halten.“

Kurt nahm sich solches Reden seines Vaters mehr zu Herzen, als dieser wähnte, und hatte bald einen verwegenen bösen Plan für sich entworfen. Er hatte längst gemerkt, daß der Better von der Eldenburg auch nach der Base Adelheid ausschaute. Jetzt hielt er manches geheime Zwiesgespräch mit Adelheid, und dann wieder nahm er Gelegenheit, mit dem Eldenburger allein zusammenzutreffen. Nach Verlauf von wenigen Wochen war ein lebhafter Wechselverkehr zwischen den Schlössern Stabenow und Eldenburg im Gange, wie ihn zuvor nie ein Mensch für möglich gehalten hatte. Und nach kaum einem halben Jahre hielt zu aller Welt Erstaunen im Wonnemonat eine Herrin ihren Einzug in die festlich geschmückte Eldenburg.

Tags darauf überraschte der Eldenburger Herr sein holdselig Ehegemahl Adelheid in noch ganz besonderer Weise. Der Better hatte ihm heimlich Mitteilung gemacht, wie Adelheid in Stabenow kein lieberes Spiel gehabt habe als dieses: die Fische bei dem großen Wehr mit Pfeifen zu locken und zu füttern. Sofort hatte der zärtliche Bräutigam mit Kurt zusammen das ganze Gebiet von Eldenburg durchstreift, eine passende Stelle zu einem Fischteich zu suchen, und Kurt's fachverständiges Auge entdeckte eine solche in einem kleinen Weiher, hart an der Grenze von Bekern und ganz dicht am Löcknitzwasser gelegen. Zwar war der Weg dorthin

vom Schlosse her etwas weit, aber gar schön und angenehm. Ein von hohen Eichen, Eschen und Buchen herrlich überwölkter Fußsteig führte als lauschiger Pfad immer am Ufer der Elde und der Lößnitz entlang. Nie betrat diesen Steig ein Mensch, als wer am Ufer entlang lustwandelte oder Fische angeln wollte. Da war Adelheid mit ihren Mägden ungestört und in völliger Sicherheit, da konnte das Ehepaar im Sommer so recht mit Behagen die Kühle genießen und sich gemeinsam am Springen und Schnappen der Fische im Teiche ergötzen.

Quizow richtete den Teich auf's beste ein, ließ auch ein Sommerhäuslein bei demselben erbauen und eine Badehütte in das Wasser setzen, alles seiner Adelheid zur willkommenen Ueberraschung. Und wie hing diese mit vielen Dankesworten und Freudenzähren an seinem Halse, als er ihr die heimlich bereitete Herrlichkeit zeigte! Davon merkte er nichts, daß sie heimlich in sich hinein lachte über die glücklich gelungene List. Denn das Ganze war eitel zum Betrüge gegen den Judenklemmer von dem verschlagenen Kurt ausgedacht.

Hier, wohl verborgen an dem breiten Seebecken der Lößnitz im dichten Walde, wollten Adelheid und Kurt heimlichen Verkehr pflegen, so lange Kurt noch in der Heimat war. Sie rechneten darauf, daß ihr Gemahl sie wohl in den ersten Tagen begleiten werde, dann aber werde ihn solches langweilen und er würde sie allein mit ihrer Magd das Kinderspiel am Fischteich treiben lassen. Die Magd war ein höriges Kind aus Stavenow, eine Gespielin Adelheid's, welche dieser unbedingt vertrauen, von der sie unverbrüchliches Stillschweigen erwarten konnte. Sie hatten verabredet, daß Kurt sich durch den Kienkamp zum Teich hin in das Sommerhäuschen schleichen solle. Dann wollte Adelheid die

Magd auf der nach Eldenburg zugekehrten Seite des Teiches zurückbleiben lassen und ihr anbefehlen, sie solle stark pfeifen, sobald sich von Eldenburg her jemand nähere. Sie selbst, Adelheid, trat allein in das Sommerhäuslein, wo sie Kurt schon vorfand.

Der Betrug gelang den ganzen Sommer über. Als aber der Herbst kam, drängte der alte Herr auf Stabenow seinen Sohn Kurt, er möge jetzt in die Ferne auf Rittersfahrt ziehen. Er hatte erfahren, daß des Kaisers Mannen in Neuspanien auf der anderen Seite der Erde noch viel größere Schätze erbeuteten, als zu Kuno Hartwicks Zeiten in Hispanien den Rittern zu Theil geworden waren. Dorthin, zu den Konquistadoren, gebot er seinem Sohn zu ziehen und sein Glück zu versuchen.

Kurt nahm bald darauf zur Mittagszeit auf Schloß Eldenburg Abschied von dem Vetter und der liebwerten Base. Dem Ritter fiel es nicht weiter auf, daß Kurt zu Adelheid heimlich einige Worte flüsterte und diese zweimal leise mit dem Kopfe nickte. Auch war es ihm nicht ungewohnt, daß sie Nachmittags mit ihrer Magd zum Fischteich ging. Er eilte indes nach der entgegengesetzten Seite hin in den Priemerwald, wo er seit mehreren Tagen starke Hirsche gespürt hatte. Er traf die Hirsche wirklich bei einer Tränke und war so glücklich, einen Behnender derartig mit dem Bolzen zu treffen, daß derselbe zusammenbrach. Zwar als Quizow jagdsfreudig herzusprang, es abzufangen, raffte sich das gewaltige Thier noch einmal auf und drang auf ihn ein mit wilden Stößen. Aber bald waren ihm die Kräfte entschwunden und Quizow konnte sich seiner Beute freuen. Das gab einen prächtigen Braten für Adelheid in die Schloßküche, und das Geweih sollte eine herrliche Bier sein für das Eßzimmer; ihnen zu

Häupten an der Wand sollte es prangen und bei allen Gästen Staunen durch seine Größe und Schönheit hervorrufen.

Adelheid hatte indessen eine geheime Zusammenkunft mit Kurt. Ihr war doch gar ernst zu Mute, nun es wirklich an das Scheiden ging. Dazu klopfte ihr das Herz, daß sie ihren arglosen Gatten bisher getäuscht und weiter auf dessen Täuschung bedacht sein sollte. Aber Kurt verlachte ihre Bedenken und versicherte immer auf's neue: „In drei Jahren kehre ich wieder, reich an Geld aus Neuspanien. Wiederkehren werde und muß ich schon, lediglich um deinet- und meinetwillen. Denn dort bei den Inkas giebt es keine Mädchen; die dort leben, nennen selbst die Spanier „braune Affinnen“ und mögen dieselben nicht haben.“

„Glaub's nur,“ rief er, die Hand wie zum Schwure hebend, „wenn ich dir untreu würde, so würde Gott dir ein Wunderzeichen geben. Er würde einem der stummen Fische dort den Mund aufthun, daß er's dir anzeigte. Geh nur weiter her zum Teich und gedenke meiner in Liebe und Treue. Kehre ich wieder und der Teufel hat den Judenklemmer noch nicht geholt, so werde ich dann für den zu sorgen wissen. Drüben bei den Konquistadoren wird es an Uebung im Taufen nicht fehlen!“

Und häßlich lachend deutete er mit der Hand nach dem Wasser hin.

Schon stand der Mond am Himmel, als lautes Pfeifen Kurt und Adelheid auseinanderschreckte. Kurt sprang eilig durchs Fenster des Sommerhäuschens und verschwand im Kienkamp. Adelheid trat in die Thür, welche sich zum Teich hin öffnete, pfiß ihrestheils wie zur Antwort auf das erste Pfeifen und streute in großen Bogen werfend Brodstückchen in den Teich. Die Fische sprangen nach dem Futter hoch im Mondenschein und Adelheid klatschte wie frohlockend in die

Hände. Dann ordnete sie hastig ihre Kleider und Haare und eilte ihrem Gatten, welcher mit der Magd heranschritt, entgegen. „Sag“, rief sie fröhlich lachend, „sieht es nicht prächtig aus, wie die Fische hüpfen, im Mondschein silberglänzend im spiegelklaren Wasser?“

Sanft schalt der Burgherr, daß sie so spät in der kühlen Nacht und so in der Einsamkeit weile und wandte, ohne mit in das Häuslein zu gehen, um nach dem Schlosse. Sie zu überraschen hatte er dem erlegten Hirsch die Stangen des Geweihs ausgebrochen und dieselben bereits vorläufig mit Nägeln an der Wand des Saales über dem Eßtisch befestigt. „Sieh, solchen Gewinn habe ich heute, während du bei den Fischen spieltest, davongetragen!“ Mit diesen Worten führte er sie freudestrahlenden Auges an den von der Schaffnerin zugerichteten Tisch, von welchem ihnen ein Stück schön gebratener Hirschleber entgegendampfte. „Was meinst du: ist mein Jägerglück nicht am Ende doch noch größer wie das deine bei den Fischen, von denen du mit leeren Händen heimkommst?“

Adelheid durchschauerte es bis ins innerste Mark. Was hatte sie gethan, indes ihr Mann, der so harmlos scherzte, um sie sorglich bemüht gewesen war! Doch sie sammelte sich in raschem Entschluß. Von Stund ab war sie das zärtlichste, umsichtigste Weib, wie's kein zweites auf der Welt geben konnte. Quißow war felig. Alles Übel der früheren Tage, auch der Mangel an herzlicher Teilnahme, den er manchmal bei seiner jungen Frau zu bemerken geglaubt hatte, waren jetzt vergessen.

Der Winter schwand, der Sommer kam wieder. Adelheid ging, jetzt aber am Arm ihres Eheherrn, fast täglich zum Fischteich. So auch am Johannistage, als die Sonne

sich senkte. Wie sie da steht und zusammen mit dem Ritter pfeift und Futter in das Wasser wirft, fährt plötzlich ein ungeheurer Karpfen, den keiner von beiden zuvor gesehen, durch den Schwarm der andern hindurch. Die Speise verschmähend, springt er ganz nahe dem Ufer vor Adelheid in die Höhe und gellend klingen die Worte zu ihren Ohren:

„Ander Zeit, ander Leib
Und auch anderer Zeitvertreib:
Eine Mohrin
Wird sein Weib syn.“

Quizow trug auf starkem Arm sein ohnmächtiges Weib zum Schlosse zurück. Als dieselbe erwachte, bat sie, nach Stavenow zur Muhme zu schicken, sie bedürfe Frauenhülfe. Und als nach vielen Stunden die Muhme gekommen, da wahrte es nicht lange, daß dieselbe den Schloßherrn in das Zimmer rufen ließ und ihm zwei Söhnlein vor die Augen legte.

Wie freute sich der Vater der kleinen Stimmchen, nun gab es doch neues Leben im Schlosse, das bisher so still gewesen. Ach, die Stimmen der Kleinen vernahm er wohl, der glückliche Vater; von seinem Weibe kam kein Laut mehr an sein Ohr. Adelheid hatte die Sprache verloren, nur Pfeifen wie nach Fischen konnte sie noch. Und von den Zwillingssknaben da trug der eine, welcher als der jüngere angesehen wurde, der Mutter Züge und hatte zwischen den Augenbrauen ein Mal, anzusehen wie ein Fisch. Der Vater gab ihm den Namen Kurt Dietrich. Diesen stieß die stumme Mutter immer von sich, sie mochte ihn nie leiden, während sie Hans, den andern, der dem Vater gleich, auf alle Weise hätschelte.

Oft ging Adelheid mit dem Vater und mit ihren Söhnen

zum Fischteich. Aber man mußte gut Obacht geben, daß sie nicht das jüngere Söhnlein ins Wasser stürzte. Wohl pfiß sie und warf den Fischen Futter hin. Aber plötzlich, wenn die Fische hoch sprangen, stampfte sie zornig mit dem Fuße und drohte in der Richtung nach Stavenow hin mit der Faust. Quizow trug sein schweres Geschick mit Mannesmut und Fassung und hat es, da die Magd nichts beichtete noch sonst etwas erzählte, nie erfahren, was seiner Frau das Herz abdrückte.

Der Oheim und die Ruhme auf Stavenow waren längst gestorben. Auch Quizow und sein Weib hatten lange graues Haar. Da kam im Herbst eines Tages ein alter, einäugiger Bettler auf die Eldenburg, und bat, vor den Herrn geführt zu werden. Der Burgherr, milde und freundlich im Alter, ganz das Gegenteil des rauhen Junkers von ehemals, ließ ihn zu sich kommen und fragte nach seinem Begehre.

„Nur hier bei euch ein wenig ruhen und sterben, ist mein Wunsch. Mögt Ihr, Herr, mich wiedererkennen?“ —
 „Das vermag ich nicht. Macht's kurz, sagt, wer ihr seid.“

„Ich hieß einst Kurt von Quizow und war aus Stavenow her.“ Quizow sprang halb freudig, halb entsetzt vom Stuhle auf: „Ihr wolltet in Neuspanien Glück und Reichthum gewinnen. Wir glaubten euch seit lange tot. Was ist's mit euch gewesen?“

Der Bettler schauderte zusammen: „Dorthin bin ich nie gelangt. Das Schiff, auf welchem ich von Cadix aus ins Weltmeer fuhr, ward von maurischen Seeräubern gefapert. Als Sklave kam ich nach Marocco. Dort fand eine Mohrin an mir Wohlgefallen. Ich schwor meinen Glauben ab und wurde ein reicher Mann. Ich lebte herrlich nach der Mohren Weise, bis ein neuer Herrscher auf den Thron kam, der allen

Anhängern seines Vorgängers nach Gut und Leben stand. Da verlor ich alles und konnte schwer verwundet mit Mühe zur Küste fliehen. Ein spanisches Schiff nahm mich endlich auf und von Spanien her habe ich mich durchgebettelt. Hier will ich Buße thun für alle meine Sünden; bald wird mein schwer kranker Leib zur letzten Ruhe gehen. Doch nun sagt auch ihr, wie geht es euch, wie der Adelheid, eurem Weibe.“

Da rief der Burgherr seine beiden Knaben und zeigte sie dem Bettler. Der schrak zusammen, als er den Jüngern der Zwillinge erblickte. Man rief auch nach Adelheid. Die sollte fern zum Fischeich gegangen sein. „So wollen wir ihr dorthin folgen,“ schlug der Burgherr vor, „sie wird sich freuen, euch wieder zu sehen, und ich gehe gern dorthin. Auf dem Wege erzähle ich euch alles Leid, das uns betroffen.“

Sie kommen zum Fischeich. Da stand Adelheid und starrte ins Wasser. Sie hebt, als sie das Geräusch der Kommenden hört, die Augen, erkennt den Bettler: da stampft sie wie rasend mit dem Fuße und droht ihm mit der Faust. Er will ihr näher treten, sie zu begrüßen. Allein sie stößt ihn wütend von sich, daß er ausgleitend rücklings in den Teich stürzt. Wohl zieht ihn Quizow heraus, doch nicht mehr lebend. Adelheid aber lacht wie im Wahnsinn und pfeift nach den Fischen.

Der Winter war noch nicht vergangen, da hatte man sie beide, den Quizow von der Eldenburg und seine Adelheid, zur letzten Ruhe bestattet. Quizow schläft ruhig den Schlaf der Gerechten, die durch Trübsal geläutert sind und Gnade gefunden haben.

Adelheid aber hat noch immer keine Ruhe. In Sommernächten bei Vollmondschein, da steht sie auf dem Wall im

Osten zwischen der Lößnitz und dem Fischeiche beim Durchstich. Deutlich magst du hören, wie sie nach den Fischen pfeift, und dann dazwischen lachts, wahnsinnig wie Eulenschlachen. Nahst du der weißen Gestalt, so fließt dir Eiseskälte wie von Nebel entgegen. Gehe heiteren Sinnes bei Tageslicht am Fischeich vorbei. Aber des Nachts, namentlich wenn das Wasser hoch steht, hüte dich. Du kannst leicht erschrecken, leicht auf dem sehr schmalen Walle ausgleiten. Und dann möchte dich Kurts Geist oder ein Riesenfisch aus der Hölle leicht ins tiefe, tiefe Wasser reißen.

g. Der Quikow'sche Stuhl.

Hans und Kurt Dietrich wußten nach ihres Vaters Tode nicht recht, wer von ihnen als der künftige Herr auf der Eldenburg gelten sollte. Winke und Zeichen der zuerst sterbenden und bis zum Tode stumm gebliebenen Mutter hatten angedeutet, daß einmal Hans, der ja immer als der ältere angesehen wurde, den Ring vom Vater bekommen solle. So hatte denn auch der Vater, nachdem er beide Söhne an sein Sterbelager beschied, den Silberring an Hans gereicht und ihm, so schien es, das Erb- und Anrecht auf die Eldenburg überwiesen. Er hatte beiden Söhnen befohlen, noch eine Weile unvermählt in Freundschaft mit einander zu leben und sich als wackere Ritter im Gebrauch der Waffen zu üben. Desgleichen gebot er ihnen, nach der Sitte der Zeit und des christlichen Adels deutscher Nation in der Mark Brandenburg Gottes Wort und die reine Lehre in Dr. Luthers Weise hoch und wert zu halten. Noch vertraute er beiden Söhnen ein Geheimnis an. „Ich war,“ bekannte er, „in meinen jungen Jahren ein großer Sünder vor Gott und dem gnädigen Kurfürsten, damit, daß ich den Juden, welche aus dem Lande

Brandenburg bei meinem Schlosse vorbeiflohen, am Dammzoll viel Geld abpreßte. Diese meine Sünde zu sühnen habe ich seit meiner Verheiratung mit eurer Mutter aus dem Ertrag unfres Gutes alle Jahre einiges Geld besonders gelegt und dasselbe in einem kleinen Fach der Lade eurer Mutter verwahrt. Nehmt die dort lagernde Summe und errichtet mit derselben eine fromme Stiftung auf meinen Namen.“

Die Zwillingbrüder beeilten sich nach des Vaters Tode gerade nicht, solche Anordnung auszuführen. Sie lebten sorglos in den Tag hinein, wie es jedem gerade in den Sinn kam. Namentlich Kurt war unerschöpflich in Einfällen, sich einen guten Tag zu machen. Hans war gesetzter und sparsamer; und so kam es, daß er eines Tages dem jüngeren Bruder Vorhaltungen machte, als dieser wieder einmal Geld verlangte. Das verdroß Kurt und böser Neid nistete sich in seiner Seele ein. Er fing an zu grübeln: Wie, wenn ihn schließlich der Bruder, der Erbe des Ringes und der Burg, von sich wiese unter dem Vorwande, er triebe es zu toll und vergeude mehr, als sein Erbteil betrage? Alle Welt würde dem älteren Bruder Recht geben. Aber was würde aus ihm? In fremde Kriegsdienste zu treten, dazu verspürte er wenig Neigung. Daheim lebte sich's bequemer!

Über solchem Grübeln kam ihm ein teuflischer Gedanke, Ring und Burg zu erlangen.

Ein Jahr war seit des Vaters Tode vergangen. Die Brüder saßen nach dem Frühstück allein im Saale. Alle Knechte waren nach dem Priemerwald auf Arbeit geschickt, die Mägde mit der Schaffnerin waren beim Fischerhause an der Elbe mit der Wäsche beschäftigt. Kurt lenkte in der Erinnerung an den verstorbenen Vater das Gespräch auf dessen letzte Bestimmung wegen der frommen Stiftung und meinte,

es sei Zeit, zur Ausführung derselben zu schreiten, „ehe ich,“ schloß er laut lachend, „das Geld am Ende anderweitig verbrauche.“ Ein Wort gab das andere. Sie sprachen von des Vaters früherem Verhalten, von der Judenkleme. Und da schlug Kurt vor: „Hm, warum hat uns doch der Vater dieses so nützliche Werkzeug immer ängstlich verborgen gehalten und nie erlaubt, daß wir in das alte Eulennest, den Luginsland, hineinkletterten. Wohl, sehen wir uns endlich einmal das Dings da an!“

Ohne weitere Begleitung schritten nun beide Brüder mit einer Leiter versehen zu dem Luginsland und stiegen nach dessen Turmgemach hinauf. Ein Grausen überkam doch beide beim Anblick der Klemme. Doch in jugendlichem Übermut setzte sich Kurt hinein und meinte lachend: „Schön sieht es sich hierauf nicht! Die Hispanischen haben es wirklich verstanden, den Juden Lust zum schnellen Zählen zu machen. Hans, willst nicht auch ausprobieren, wie das thut?“

„Warum nicht,“ entgegnete Hans, den Scherz des Bruders belachend, setzte sich auf das Hufeisen, preßte die Querstange über seine Kniee und schob selbst das Schloß vor die Öse der Stange. Wie im Spiel befestigte darauf Kurt seine Oberarme mit den beiden Armeisen an der Hinterwand, nestelte ihm auch die Ketten von beiden Seiten um den Leib zusammen und zog hierbei verstohlen den Schlüssel aus dem Schloß der Querstange. Nun lachten beide laut auf, wie sie so „Jude in der Klemme“ spielten. Doch Hans war des Probierens bald müde und beehrte aufzustehen. „Ja“, meinte Kurt, „wo in aller Welt ist denn aber der Schlüssel geblieben? der scheint aus dem Schlosse gerutscht zu sein!“ Er suchte am Fußboden. Da lag kein Schlüssel. „Sollte ich ihn unachtsamer Weise mit dem Fuße bei Seite geschoben

haben, daß er zur Thür hinausgefallen ist?" stieß er halblaut hervor. „So eile und sieh nach," erwiderte Hans ungeduldig. „Nun, nun, ich eile schon!" Kurt stieg gelassen die Leiter hinab, drückte die Thür zu und entfernte sich, nachdem er die Leiter unter einem Strauch versteckt hatte.

Unsägliche Angst überkam den allein gelassenen Hans. Der Tag verging, die Nacht brach herein; Kurt kehrte nicht wieder. Endlich am andern Morgen raschelt es unten und bald darauf schaut Kurt zum Turmgemach hinein. Hans macht ihm Vorwürfe wegen seines Verhaltens. Da lacht Kurt höhnisch und spottet: „Du hast ja den Ring und bist der Herr!" Dann klappt er die Thür zu und eilt von dannen.

Wohl schrie und tobte der unglückliche Hans: niemand hörte ihn; denn niemand kam zu dem einsamen Turme. Acht Tage lang kam Kurt des Morgens. Er hatte in kluger Berechnung, ebenso wie am ersten Tage noch von Hans angeordnet war, in dieser Zeit sämtliche Leute nach der Meklenburger Grenze hin in den Priemerwald auf Arbeit geschickt. Des Bruders Roß und Schwert hatte er gleich am ersten Tage aus dem Schlosse entfernt, das Schwert in die Lößnitz geworfen, das Roß im Rienkamp getötet und den Füchsen und Raben zum Fraße liegen lassen. Dann hatte er wiederholt gefragt, ob denn niemand von den Leuten wisse, wohin sein Bruder geritten sei, und sein Verwundern ausgesprochen, daß derselbe nicht wiederkomme.

Endlich nach acht qualvollen Tagen war Hans verschieden; so lange hatte seine Jugendkraft dem Elend widerstanden. Kurt streifte kaltblütig den Silberring von der Hand des Toten und legte denselben in des Bruders Lade. Die Leiche verscharrte er im Sande nahe dem Turme. Nach

allen Seiten schickte er Boten auf Rundtschaft nach seinem verschwundenen Bruder aus. Sie kamen alle ohne irgend eine Nachricht zurück.

Da that er, was Rechtens schien: er meldete dem Kurfürsten, daß sein älterer Bruder spurlos verschwunden sei, daß sich aber in des Verschwundenen Lade der Silberring, das anerkannte Zeichen der Herrschaft auf der Eldenburg, finde, und bat für sich als den allein aus dem Geschlecht übriggebliebenen um Ring und Vasallentum.

Seine Bitte ward gewährt. Er konnte den Ring öffentlich tragen und lebte in Ansehen und ritterlichen Ehren. Nur die mit ihm unter einem Dache lebten, bemerkten etwas Außergewöhnliches an ihm. Zur Zeit der Tag und Nachtgleiche im Frühling hatte er von Mitternacht ab acht Tage lang keine Ruhe. Er erhob sich vom Lager mit geschlossenen Augen, schritt zum Schloß hinaus und über den kleinen Damm nach dem Luginsland hin. Dort stand er ein Weilchen still, schüttelte dann den Kopf und kehrte mit immer fest geschlossenen Augen zum Schlosse zurück. Tags sah er eigenartig verstört aus, mochte auch während dieser Zeit den Silberring nicht tragen. Welch schreckliches Ende er nahm, werden wir in der nächsten Erzählung erfahren.

Sein ruheloser Geist wandert noch immer beim Beginn des Frühlings in den Morgendämmerstunden hin und her von der jetzigen Pferdeweide ab über den kleinen Damm auf den Uhrturm zu, in welchem der „Duitzow'sche Stuhl“ noch zu sehen ist. Hastig huscht eine zusammengebückte Gestalt mit riesengroßem Barte, der die Erde segt, an dem vorüber, welcher zufällig in solcher Jahres- und Nachtzeit am Wasser entlang geht oder zur Hochwasserzeit mit dem Rahn über den knirschenden Sand hinstreift. Wind- und Wasserwirbel folgen

dem Zuge des Verdamnten, und ganz besonders gefährlich ist es, bei der Ecke, wo der kleine Damm an den Schmiededamm stößt, in diesen heillosen Zug hineinzugeraten. Doch wer ein gutes Gewissen hat, möge nur fest zuschreiten oder mit sichrer Hand das Ruder einsetzen. Dann geht's schnell hinein in die gute und angenehme Ruhe längs der hohen Bäume des Schmiededamms.

h. Die Sühne.

Kurt Dietrich von Quitow war sechzig Jahre alt geworden, und sein einziger Sohn Philipp hatte soeben das zwanzigste Lebensjahr erreicht. Da zogen beide im Herbst des Jahres 1562 mit vielen geladenen Gästen zum fröhlichen Jagen aus. Soweit die Herrschaft von Eldenburg reichte, von Sterbitz ab und der Wassermühle am Rudowersee bis nach Breeß hin war ein gar lustiges Pirschen. Reiche Beute ward gewonnen und es herrschte die heiterste Stimmung, als sich die Teilnehmer der Jagd im Mittelpunkte der Herrschaft, in Seedorf bei den Freihöfen, deren Besitzer als allezeit gute Nachbarn und Freunde der Herren von Quitow gleichfalls die Jagd mitgemacht hatten, sammelten, gemeinsam nun nach der Eldenburg zum feierlichen Abendtrunk zu ziehen.

Beim ersten Freihofe in Seedorf, etwas oberhalb der Stelle, wo die kleine Elde und die Löcknitz sich vereinigen und wo jetzt die Brücke steht, war eine Furt, durch welche der Rückweg nach dem Schlosse hin genommen wurde. Doch nach dem Ritt durchs Wasser schlug der Herr von Quitow vor, von den nassen Gäulen, auf denen sie ja den ganzen Tag gehangen hätten, abzustiegen und die kleine Elde entlang unter hohen Bäumen und bei rauschendem Rohre vorbei nach dem Schlosse zu wandern. Er liebe diesen Steig

ganz besonders. Das habe er von seiner Mutter Adelheid geerbt, welche hier entlang fast täglich zu ihrem Fischteich gewandert sei.

Diemeil er noch sprach, drängten die Jagdhunde nach links hin, dem dicken Röhricht in dem von der Lößnitz und kleinen Elbe gebildeten Sumpfwinkel zu. „Was mag's dort geben, daß die Hunde alle dorthin wittern,“ fragte Philipp von Quizow, und bog in das Dickicht ein. Plötzlich stutzt er und schreit vor Schreck laut auf: eine riesenhafte Wildsau sitzt halb aufgerichtet mit klaffendem Rachen und glühenden Augen vor ihm. Sie kümmert sich wenig um das Toben der Rüden, welche zwar auf sie losfahren, aber ihr weislich nicht zu nahe kommen; und auch ihn grunzt sie nur furchtbar an, ohne sich weiter zu erheben.

Er ist unbewaffnet; denn die Herren hatten bereits alles Jagdzeug den Knechten zum Tragen nach dem Schlosse übergeben. Bleich von dem unerwarteten schrecklichen Anblick eilt er zu der Jagdgesellschaft zurück. Doch da empfängt ihn spöttisches Gelächter und der Vater schilt ihn, was er doch für ein Feigling sei. Da zieht er trotzig das Waidmesser und kehrt in das Röhricht zurück. Nun überkommt den Vater doch Sorge und er eilt ihm nach. Allein er muß sehen, wie der tollkühne Jüngling bereits mit dem Waidmesser auf das Wildschwein lossticht, welches sich furchtbar kollernd über ihn hinstürzt und ihn zu Boden reißt. Schnell ist der Vater zur Stelle und führt das Waidmesser dem Ungetüm in den Rachen. Er will das Messer so halten, daß es in der Faust aufrecht steht und infolgedessen das Tier sich zuschnappend die Klinge in den Schlund pressen muß. Allein das Wagnis mißlingt. Das Messer gleitet längs der Zähne hin und bohrt sich erst tief im Halse fest, indes die vorderen

Zähne des Schweins Hand und Arm des Ritters furchtbar zermalmen. Was half's, daß inzwischen die ganze Jagdgesellschaft sich herangedrängt hatte und viele Hände zugriffen, die Niedergestürzten von dem wütenden Tiere wegzureißen. Das Schwein, offenbar schwer getroffen vom Waidmesser, ließ sowieso vom Andringen auf die Menschen ab. Man sah, wie es sich hintenüberwarf, einen Augenblick hoch aufgerichtet wie ein Mensch dasaß und mit den Vorderbeinen wild in die Luft schlug. Dann sank es kollernd und gurgelnd hinterwärts in das trübe Wasser. Niemand mochte sich um dieses letzte Beutestück der bis dahin so fröhlichen Jagd kümmern.

Wohl hob man beide Quizows noch lebend vom Boden auf. Philipp war ganz unverfehrt geblieben. Aber der Vater? Dessen rechte Hand war ein unförmiger Stumpf und der Silberring war nicht mehr zu sehen.

Fort war alle Jagdfröhlichkeit. Nach stillem Trunke ritten die Herren von hinnen und Philipp saß in bangen Sorgen am Lager des schwer stöhnenden Vaters. Ach, was ging dem alles durch die Seele! Am nächsten Tage befahl er, einen Priester von Lenzen zu holen; er müsse beichten, doch solle sein Sohn Philipp zugegen sein.

Der Priester kam. Er und Philipp vernahmen mit Entsetzen des Kranken Geständnisse.

Als in der nächstfolgenden Nacht der übermüde Sohn auf dem Sessel eingeschlummert war, erhob sich der Vater leise, schlich zur großen Truhe und zog mit der linken Hand einen schweren Beutel heraus. Dann öffnete er das Fenster und schleuderte den Beutel mit sicherem Wurf in die Erde. „Es ist Blutgeld,“ murmelte er vor sich hin, „es taugt nicht, daß wir es in den Gotteskasten legen. O Vater,“ seufzte

er weiter, „warum habe ich dein Gebot nicht gehalten, warum den Judenschatz nicht zu einer frommen Stiftung bei Zeiten angewandt? Nun, fort damit aus der Welt: ich will's anders gut machen!“

Am Morgen befahl er seinem Sohne, das ganze Köhricht an der Stelle, wo ihn die Wildsau gebissen, abräumen zu lassen. Zwar hoffe er nicht, den verlorenen Silberring wiederzufinden, aber er habe etwas höchst Wichtiges bei solchem Gebot im Sinne.

Und zitternd sprach er leise zu seinem Sohne: „Die Wildsau war sicher keine natürliche Sau, es war der Teufel selbst, der diese Gestalt angenommen hatte. Ich habe es deutlich an dem glühenden Atem dieses übergroßen Ungeheuers gespürt und aus dem höllischen Gurgeln und Grunzen des plötzlich und spurlos Verschwindenden herausgehört. Der Ring ist — ob meiner Sünde!“ stöhnte er, im heftigen Schüttelfrost zusammenfahrend — „zum Teufel! 'S ist gut so. Der Name der Quikows mit dem Silberringe hatte keinen guten Klang mehr, seitdem er schon durch meinen Vater und noch mehr durch mich entwürdigt wurde. So entweicht hätte der Silberring unserm Geschlechte keinen Segen mehr bringen können. So will ich es denn mit etwas anderem versuchen, ob das unserm Geschlechte Heil bringt. Eine fromme Stiftung, wie mein Vater mir und meinem Bruder gebot, habe ich nicht errichtet. Jetzt will ich bei meinem Tode den Grund zu einem Denkmal für das Quikow'sche Geschlecht legen, welches weit bedeutender und heilsamer dastehen soll, als mein Vater es bei sich gedacht. Zu dem, was ich zu stiften beabsichtige, hätte sein „Judengeld“ nicht ausgereicht. Vernimm denn:

Seitdem mein Vater mit dem gesamten Adel der

Mark zum neuen Glauben, dem jetzt ja auch der Kurfürst, unser Herr, angehört, getreten ist, fand auf Schloß Eldenburg kein Gottesdienst mehr statt. Wohl meldeten sich eine zeitlang Kapläne aus Lenzen, wohl kamen zu meines Vaters Zeiten sogar Beauftragte des Papstes, das alte Recht der römischen Kirche auf unser Schloß geltend zu machen. Wir wiesen alle ab und gestatteten nur in späterer Zeit, daß Kapläne aus Lenzen in der kleinen Kirche zu Seedorf Predigt hielten. Solches geschah aber nicht regelmäßig. Das soll nun anders werden. Ich schenke meinen Leuten und den anderen Einwohnern meiner Herrschaft Eldenburg eine eigene Pfarre und bestimme, daß die kleine Kirche in Seedorf von jetzt ab ein Gotteshaus lutherischen Glaubens für die Bewohner der Dörfer Breeh, Seedorf, Eldenburg, sowie des Schlosses Eldenburg sein soll. Für den Unterhalt des Pfarrers bestimme und schenke ich „Peter Rogges wüsten Hof“, welcher seit kurzer Zeit mir zu eigen gehört und auf welchem kein Lehnsman der Herrschaft wohnt. Doch nicht auf dieser Hofstätte soll der zukünftige Pfarrer wohnen. Sondern es soll auf meine Kosten ein Pfarrhaus gebaut und mit allem erforderlichen Zubehör versehen werden an der Stelle, wo mich der Teufel zu Tode getroffen hat und wo ich heute befohlen habe, das Röhricht abzuräumen. Dort, wo der Ring, das alte Weihstück der Quizows, verschwand, dort soll das neue Weihstück der Quizows erstehen, auf Eldenburger Grund und Boden errichtet zur bleibenden Erinnerung an meine Sünde und deren Sühne.“

Er hatte geendet und schieneinschlummern zu wollen. Plötzlich begann er aufs neue: „O, hätte ich doch alles früher bedacht und gethan! Wohnte der Priester mir doch schon nahe!“

Philipp befahl in höchster Angst, schnell von Lenzen einen Priester zu holen, daß er den Sterbenden mit Gott verföhne. Doch als der Priester mit der heiligen Wegzehrung an das Lager trat, da fand er einen Mann mit weitgeöffneten, starren Augen, aus denen die Seele bereits entflohen war.

Kurt Dietrich, der arme, bedauernswerte Mann, ist trotz der zuletzt versuchten Reue nicht zum Frieden eingegangen. Er wollte es, ganz als steckte er noch im alten römischen Glauben, bis ans Ende versuchen mit eigenem Rennen und Laufen, woran es doch nicht liegt, sondern an Gottes Erbarmen. Darum fand er die Stätte der Buße nicht, ob er sie auch mit Thränen suchte.

Nun muß sein ruheloser Geist, wie im vorigen erzählt ist, zur Frühlings=Tag= und Nachtgleiche acht Tage lang den kleinen Damm von der alten Burg her entlang huschen. Und in der achten Nacht muß er gar in die Tiefe tauchen, das Geld seines Vaters, welches er in unbedachter Aufwallung seines Sinns ins Wasser geschleudert hat, herauszuholen und auszubieten, ob einer kommt, dasselbe in die Welt zu bringen. Denn Geld, gleichviel ob zu Recht oder im Unrecht erworben, gehört nicht unter's Wasser, sondern gehört unter die Leute und soll Nutzen schaffen im Wandel durch die Welt.

Ist nun Kurt Dietrichs Schatten in der achten Nacht seiner Wanderung beim alten Schloß ins Wasser nach dem Judenschatz getaucht, so reckt er den linken Arm mit dem Beutel aus dem Wasser hervor und ruft: „hierher, hierher!“ Solches geschieht, kurz bevor die Sonne sich erhebt und den Nebel zerteilt. Dann müßte einer eilig hinzuspringen und den Beutel an sich reißen. Er brauchte nur die Hälfte des Schatzes einem frommen, Gott wohlgefälligen Zwecke zu widmen,

die andre Hälfte könnte er getrost für sich verwenden. Als dann käme die arme Seele Kurt Dietrichs wenigstens insoweit zur Ruhe, als sie vom Wandern auf Erden erlöst wäre. Freilich, hüthen muß sich, wer's versuchen will, daß er nicht spricht und nicht zu hastig springt, zufahrend, als wollte er ganz für sich allein alles haben. Einer, der insgeheim dachte: „Habe ich's nur erst, dann behalte ich's schon, es weiß ja niemand davon“ — der sprang und that einen gehörigen Plumps ins Wasser. Ein andresmal, etwa ums Jahr 1860, kamen gar zwei Männer zur günstigen Stunde an Ort und Stelle. Sie dachten gar nicht an Quizow's Schatten, sie wollten mit dem Käschel Fische fangen. Da hebt sich, als der eine eben den Käschel ins Wasser senkt, ein Arm aus dem Wasser und winkt. Es rasselt wie vieles Geld und „hierher, hierher“ schreit's. Da läßt der Mann erschreckt den Käschel fallen. Doch sein Genosse, muthiger als jener, ruft: „halt, halt, ich hol's!“ Allein das war ja leider laut gesprochen — der Arm mit dem Beutel sinkt wieder zur Tiefe und reißt, als sollt's zur Strafe sein, den Käschel mit ins Unergründliche; so daß die beiden nur Schaden und zu Hause noch reichlichen Spott von solcher Erscheinung davontrugen.

Zum Pfarrhause von Seedorf legte Philipp von Quizow noch im selbigen Jahre 1562 den Grund. Und zum Segen der ehemaligen Eldenburger Quizowherrschaft steht dasselbe noch jetzt zwischen Lößnitz und Elde, Seedorf genannt, doch auf Eldenburger Gebiet gelegen. Als einziges Überbleibsel von dem Wirken und Walten eines edlen Rittergeschlechtes wird es auch in fernern Zeiten noch Zeugnis davon geben, wie sich die alte Gotteswahrheit immer aufs neue zu bewähren weiß: daß die Sünde ist der Leute Verderben. Und

andernteils soll es warnen, mahnen und reizen: Als wir denn Zeit haben — ehe es zu spät ist — laffet uns Gutes thun an jedermann, allermeist an des Glaubens Genossen.

i. Der letzte Quikow auf Eldenburg.

Noch einmal schien dem Geschlechte der Herren von Quikow auf Eldenburg das Glück zu lächeln. Runo Hartwich, der dritte dieses Namens, geboren 1661, vereinigte außer dem Vasallensitze Eldenburg in seiner Hand die Güter Rühstädt, Stabenow, Klezke in der Prignitz. Außerdem besaß er, wie im Kirchenbuche von Seedorf vermerkt steht, die Güter Voigtshagen, Gottberg und Lubars. Er ward im Dienste Sr. Majestät, des Königs von Preußen, Legationsrat und war Mitglied des Johanniterordens.

Er, der letzte seines Stammes, erscheint als der Bedeutendste und Angesehenste von allen den Herren, welche der Eldenburg entstammten. Beinahe das gleiche Geschick widerfuhr diesem edlen Geschlechte, wie dem hohen Fürstehause der Askaniſchen Markgrafen, welche dasselbe auf die Eldenburg gesetzt hatten. Und zwar bis hin zum letzten: nach einem bedeutungsvollen Leben ist ebensowenig wie von dem großen Waldemar eine Grabstätte von Runo Hartwich von Quikow erhalten geblieben.

Zwar nicht, wie der letzte der Askanier, errang sich der letzte der Eldenburger Quikows kriegerischen Ruhm. Vielmehr lag diesem am Herzen, soweit es der Dienst des Königs gestattete, als ein Priester des Herrn unter dem seiner Fürsorge besonders anvertrauten Volke der Herrschaft Eldenburg zu walten. Er stand bei allen Kindern seiner hörigen Leute zu Gevatter, ja noch mehr: er hatte auf Schloß Eldenburg

eine schöne Kapelle eingerichtet und ließ viele Kindlein in dieser taufen aus einem herrlichen Taufbecken, welches der Statthalter Julius von Bülow im Jahre 1635 der Quikow'schen Familie geschenkt hatte. Sein Andenken lebt noch immer als das des „guten Räuberquikow“ in Ehren fort.

Groß war die Trauer in der Herrschaft Eldenburg, als am 11. Januar 1719 die Glocken der Kirche von Seedorf verkündeten, daß Kuno Hartwich von Quikow der Wassersucht erlegen sei. Im Kirchenbuche steht vermerkt: „Womit denn diese Linie des vortrefflich Adeliggeschlechts der Quikowen zugleich ihre Endschaft erreicht und ausging. Des Verbliebenen Körper ist am 26. Januar in hiesiger Kirche stillschweigend beigesezt. Den 6. April als die viridi ist ihm die Gedächtnißpredigt gehalten.“

162 Jahre später, am Gründonnerstage 1881, brannte das Schloß Eldenburg, welches nach dem Verfall der ältesten Burg im Jahre 1588 neu errichtet worden war, und in welchem Kuno Hartwich III. und letzte starb, nieder.

Kein Denkmal ist dem letzten Herrn von Quikow errichtet worden. Viele Erben teilten seine übrigen Güter, Eldenburg wurde königliche Domäne. Nicht einmal ein Grabstein kündet in der Kirche von Seedorf die Stätte, wo man den letzten Standesherrn der Eldenburg zur Ruhe bestattete.

Doch er, der wie ein Priester des Herrn und Vater des Volkes hier gewaltet, er ist noch immer unter uns. Er gehört ja zu den geweihten Rittern des Johanniterordens! In der Johannismacht entsteigt er im schwarzen Talare seinem Grabe in der Kirche. Dann kann man viele „blanke Kerle“ um die zwölfte Nachtstunde durch Seedorf eilen sehen. Es sind das die Herren von Quikow aus der Linie Eldenburg, welche

alle in voller Waffenrüstung herbeieilen, in der Stiftskirche ihres Geschlechts zu Seedorf Familienandacht zu halten. Runo Hartwich der letzte erwartet sie in der von hellem Schein erfüllten Kirche und waltet des Priesteramtes. Der mit der Stumpfhand ist auch dabei; aber er muß sich von den übrigen getrennt halten, muß unterhalb des Turmes bei den Totenbahnen stehen als einer, welcher der Kirchenbuße verfallen ist. Um 1 Uhr erlischt der helle Schein und im Nu sind alle verschwunden.

Nur einmal im Jahre 1849 erfolgte noch etwas anderes. Ulanen, aus Dänemark zurückkehrend, waren in Seedorf einquartiert. Etliche derselben kamen von lustigem Gelage nachts die Dorfstraße entlang und bemerkten einen hellen Schein in der Kirche. Einer von ihnen, ohnehin vorwitzig und jetzt vom Trinken übermäßig erregt, schlug den übrigen vor, zu sehen, was es da gäbe, und mit Singen und Scherzen tanzelte die ganze Gesellschaft zur Kirchhofspforte hinein. Da öffnet sich plötzlich die Kirchenthür und heraus tritt ein riesengroßer Mann im schwarzen Talare, auf welchem über dem Herzen ein großes weißes Kreuz mit acht Spitzen erglänzt. In seiner Hand blitzt ein gewaltiges Schwert. Doch nicht mit der Schärfe desselben, mit dem Knaufe schmettert er den an der Spitze der trunkenen Ulanen Daherschwankenden zu Boden. Dann ist er ebenso schnell zur Kirchenthür hinein verschwunden, in welcher leiser Gesang zu vernehmen ist. Die plötzlich ernüchterten Ulanen sehen, da die Thür ein wenig offen geblieben ist, daß die Kirche ganz angefüllt ist mit Männern in gewaltigen Harnischen und Frauen in großen Silberhauben. Sie nehmen still ihren ohnmächtigen Kameraden vom Boden auf und klopfen bei dem alten Küster ans Fenster, da ihnen, den Fremden am Orte, bangt, allein beim

Kirchhof weiter vorbeizugehen. Sie fürchten, die Geharnischten möchten ihnen, wenn sie den Rücken der Kirche zuwendeten, folgen und sie alle niederschlagen.

Der alte Küster gab ihnen einen derben Verweis und geleitete jeden nach seinem Quartier. Den zu Boden Geschlagenen nahm der Ortspfarrer am andern Tage noch gehörig ins Gebet, und der Officier, welcher den Zug führte, schloß sich dem an, seinen Leuten beim Appell vorhaltend, sie sollten aus solchem Abschied lernen, daß man den Leuten und den Stätten müsse die Ehre geben, die ihnen gebühret.

Wir nehmen Abschied von den Quizows, den früheren Herren auf Eldenburg. Während Geschichte und Sage die anderen Linien der Herren von Quizow im Bösen wie im Guten genugsam bekannt gemacht hat, ist dieser Nebenlinie auf der Eldenburg kaum gedacht worden. Sie wäre ganz vergessen, hätte nicht der „Quizow'sche Stuhl“ zu laut und deutlich sein Zeugnis in die Welt hinein gehalten. Auch ein wenig von der schönen Rosamunde und von Adelheid am Fischteich konnte Ulrich, der Chronist von Lenzen, seiner Zeit erzählen.

Jetzt sind nur noch wenige unter den hier Lebenden, welche überhaupt noch etwas von den alten Geschichten wissen, und wie die Herren von Quizow im besondern unter uns Westprignitzern gewaltet. Um so mehr wollen wir in dankbarer Erinnerung das edle Geschlecht, das ja der Sünde und der Schwäche auch nach Menschenart seinen Zoll zahlte, aber im letzten Grunde den edlen Kern ächter Ritterlichkeit zu bewahren und zu beweisen mußte, getreulich in landsmannschaftlichen Ehren halten. Ei wohl, es waren wackre Herren vom brandenburgischen Adel, die Hüter der Nordwestgrenze, die Stifter und Pfleger unsres Heiligtums. Überlassen wir

es dem ewigen Richter, wie weit dieser entscheiden wird, ob seine Seele an dem, der gewichen ist, wird bleibend sein Wohlgefallen haben. Wir unsre theils widmen denen, die aus dem edlen Geschlecht unter uns ruhen auf leider niemand bekannten Lagern, den Nachruf: Des Gerechten Gedächtnis bleibet im Segen!

Möge jeder so mit uns denken, der von Berlin nach der Gohrde oder nach Lüneburg fahrend dicht vor dem Eintritt der Bahn ins Mecklenburgische als letztes Merkmal brandenburgischen Bodens die Zinnen der Eldenburg ragen sieht.

10. Der Butterstock.

Gyffel van Lyr, einst Admiral der Generalstaaten und Befehlshaber der Fortereffen von Amboina im niederländischen Indien, waltete im Dienst des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Statthalter auf der Burg Lenzen.

Ihm war die schwere Aufgabe gestellt, allem Unheil abzuwehren, welches der dreißigjährige Krieg über das Gebiet von Lenzen gebracht hatte. Und es gelang seinem angestregten Bemühen, den Elbstrom in Dämme zu legen, den Ackerbau zu fördern, die Leute an Arbeit und Ordnung zu gewöhnen und christliche Zucht und Ordnung wieder zur Geltung zu bringen. Das letztgenannte Stück seiner Arbeit ward ihm am schwersten, insbesondrer, weil ihm die lutherisch gesonnene Bevölkerung wegen seines calvinischen Christenglaubens wenig Gutes zutraute. Insbesondrer wurde ihm sein unerbittlicher Kampf wider allen Aberglauben und alle Hexerei zusamt den Hexenprozessen sehr verargt.¹⁹⁾ Doch er blieb fest und setzte auch in dieser Beziehung seinen Willen durch: keine

Hexe durfte vom Beginn seiner Herrschaft mehr verbrannt werden.

Die Hexen mieden auch kühlich den Ort, in welchem ein so ernster und entschiedener Mann waltete. Nur eine Hexe wußte seinem Scharfsinn und seiner Wachsamkeit zu entgehen: das war die Butterhexe.

Die Butterhexe hatte aber auch eine so heimliche und versteckte Art, daß es wirklich für einen Mann unmöglich war, ihr auf die Spur zu kommen. Und die Frauen, an welche sie sich machte und welche sie in die Lehre nahm, hüteten sich wohl, gegen irgend wen das Geheimnis merken zu lassen.

Welche es nun von der Butterhexe gelernt hatte und das Geschäft verstand, die verfuhr also: Sie stand am Fenster und nickte einer zum ersten Male auf die Weide gehenden Kuh dreimal über Kreuz zu. Flugs gab solche Kuh ihrem Eigentümer nur noch ganz dünne Milch. Aber ihre Sahne strippte die Vertraute der Butterhexe aus den Beinen des Melkschemels in den eigenen Eimer. Ferner hatte die Butterhexe einen Butterstock an ihre Vertraute gegeben. Das war ein kleiner Haselstock, in der Nacht zum Lichtmessstage von solchen Haselstauden geschnitten, welche dann schon Blütenkäzchen getrieben hatten. Derartige gab es am breiten Wasser Spiegel der Böcknitz, wo die abprallenden Sonnenstrahlen oft recht früh das Pflanzenleben wachrufen, in genügender Menge, so viele, daß davon etliche weit in die Umgegend, bis in die Altmark, Ostprignitz und nach Mecklenburg hinein heimlich verschickt wurden. Ward ein solcher Stock in die Sahne gethan, so bildete sich aus dieser eitel Butter und es gab keine Buttermilch. Dagegen die Nachbarinnen zur Rechten wie zur Linken stampften ihre Fässer vergebens, sie butterten so gut wie nichts.

Was das für Ärgerniß fort und fort gab, läßt sich leicht denken. Und dennoch, wie gesagt, entging diese Hexerei dem alten Admiral. Sie würde wohl noch in aller Heimlichkeit bestehen, hätte nicht die ehrliche Entschlossenheit einer Bürgerfrau solchem Treiben ein plötzliches Ende bereitet.

Gleich nach der Franzosenzeit war es. Die früher landesfürstliche Koblanke, ein Eichengehölz mit vortrefflichen Weideplätzen, war der Bürgerschaft Lenzens zu eigen geworden, und alle Frauen freuten sich, was es nun für schöne Milch und Butter geben würde.

Da begab es sich, daß eine Bürgerfrau beim Buttern ganz ausnehmenden Verdruß hatte; denn sie schlug in ihrem Faß immer nur Schaum und erhielt keine Butter. Sie wandte alle Vorsicht an. Sie nahm die Sahne über Kreuz ab. Sie band sich doppelte Strumpfbänder um, zog einen Faden durch den Schaumdeckel, legte einen verborgenen Baststreifen unter die Reifen, damit kein zufällig Hintretender ihr die Reifen von unten ab richtig zähle. Sie sagte bei den drei ersten Stößen des Stempels dreimal das Sprüchlein:

„Botter, Botter dich,
Botter jrot Stück!“

Alles umsonst, es giebt nur käfigen Schaum.

Da, als ihr die hellen Thränen die Backen entlang laufen und auf den Deckel des Butterfassens tröpfeln, tritt ihrer Nachbarin Töchterlein zur Diele hinein, um mit ihrem Kinde zu spielen. Die plaudert gleich los: „Muhme, was weinst du? Ich werde dir geschwind Mutters Butterstock holen, dann sollst du einmal sehen! Mutter ist nicht zu Hause und merkt nichts.“

Das Kind läuft nach Hause und bringt bald darauf einen kleinen gegabelten Haselstock, in dessen Rinde das Bild

einer Kröte geschnitten ist.²⁰⁾ Die Frau wirft den Stock in ihre Sahne, stößt nur dreimal zu: eitel Butter ist im Faß, eine ganze Molle voll.

„Nun mußt du einen Kuchen, so lang und so breit wie der Stock ist, rund aus der Butter schneiden, dahinauf den Stock legen und das hinter den Ofen stellen,“ belehrt das Kind sie weiter.

„Warum denn das, Kind?“

„Ja, den holt sich am Abend unsre große schwarze Kaze. Die trägt auch den Stock wieder fort.“

Die Frau thut, wie das Kind geredet, und harret gespannt, was geschehen wird.

Es dämmert. Da klopft es dreimal ans Haus mit dem Thürklopper. Die Bürgerfrau öffnet und sieht vor sich eine alte schwarzgekleidete Frau stehen, welche Nachtquartier begehrt.

„Hier ist kein Gasthaus!“ giebt sie zur Antwort.

Da entgegnet die Alte, indem sie ihre glühenden Augen auf die Bürgerfrau bohrt und die krummen Finger sich wie Krallen nach ihr recken:

„Myn Bodderstock jefallt di wohl!

Jc nu oof by di bliwen soll!“

Voll Entsetzen greift die Bürgerfrau durch die offen gebliebene Stubenthür nach der Buttermolle und schleudert dieselbe mit dem ganzen Inhalt der Alten ins Gesicht. Die verschwindet unter Fauchen und Kreischen, aus welchem heraus deutlich die Worte zu vernehmen sind:

„Dat was dyn Glück:

Sunst hättst du de Bodder un ic bräk di 't Jenick!“

Auch das runde Stück Butter hinter dem Ofen samt dem Haselstock mit dem Krötenzeichen waren verschwunden. Von demselben Tage ab hörte man in Lenzen nirgends

mehr des Abends heimliches Schurren und Rascheln in den Häusern, als schlichen große Katzen ungesehen umher. Jedwede Frau brachte regelrecht ihre Butter aus ihrer Sahne zu stande, und während die alten Klagen noch an so vielen anderen Orten fort dauern, braucht bei uns längst niemand mehr wegen Milch- und Butterhexerei in Sorge zu sein.

Die wackre Bürgerfrau aber, welche in raschem Entschlusse der um sie werbenden Butterhexe die Wollle an den Kopf geworfen und damit das ganze Unheil vertrieben, hat's ihren Töchtern und Enkelinnen erzählt, was sie in schwerer Versuchungstunde einst Kühnliches geleistet hatte, und so ist das weiter bekannt geworden.

11. Der Hund bei den Kohlgärten und die weißen Kasse bei Wilkensee.

Gyffel van Lyr hatte seiner Zeit viel davon reden hören, daß bei den Bäfern'schen Kohlgärten im Spätsommer ein großer weißer Hund ohne Kopf des Abends umherstreife und daß bei Wilkensee — einem kleinen Wassertümpel nahe dem Achterdeich, fast in der Mitte der „halben Stücke“ auf den Grenzfeldern von Lenzen, Mödlich und Seedorf — weiße Kasse manchmal abends, doch noch öfter morgens, umhersprengten. In der Johannismacht hieß es, sei es dort am lebendigsten.

Ihm däuchten solche Reden Märlein, denen sein Kopf mit dem Barte Calvins am Sinn und dem Glauben Calvins unter der Stirn keine Geltung beimessen dürfe. Und er wollte den Lutherschen in der Mark einmal deutlich zeigen, daß ein Mann wie er, ein guter reformierter Niederländer, alles ver-

lache und von sich weise, was nicht klar wie das Einmaleins bewiesen werden könne.

So zog er denn am Abend vor dem Johannistage mit etlichen seiner kurfürstlichen Reiter wohlbewaffnet nach Bäkern und meinte: nun kann der Spaß beginnen! Er wollte bei Vollmondschein einen Nachtritt von den Kohlgärten ab über die Brücke fort nach Willensee hin machen.

Bei den Sandgruben nahe vor den Kohlgärten warnte ihn noch ein Mann aus Bäkern und erzählte: „Mein eigener Vater ist auf dem Felde vor der Brücke einmal zwölf Wendenfürsten begegnet. Dieselben hatten glänzende Panzer am Leibe, trugen aber sämtlich den Kopf unter dem linken Arm. Sie sind neben der Brücke in's Wasser gestiegen und haben meinen Vater zu sich gewinkt. Dieser ist denn auch bald darauf in der Löcknitz ertrunken.“

„Hier herum“, fuhr der Mann nach kurzer Pause fort, „ward bei der großen Schlacht im Jahre 930 das Wendenheer in den Sumpf getrieben. Da, wo so viele arme Seelen im Unglauben zur Hölle fuhren, da Herr ist nicht gut nachts weilen! Nacht nicht Herr! wir wissen, was wir wissen!“

Ghysel achtete seiner Rede nicht und ritt mit seinen Begleitern in die moorigen Kohlgärten hinein. Plötzlich, als die Sterne die zwölfte Stunde zeigen, stuzt sein Roß und er selbst fährt erbleichend zurück.

Siehe da, von Osten her hebt sich ein weißes Ungeheuer vor ihm empor: ein Riesenhund, dem der Kopf fehlt! Der zieht leise und langsam bei ihm vorüber. Doch dann folgt ein unsagbares Gewimmel und Getümmel. Von vorne angesehen erscheinen die zahllosen Gestalten wie Hunde; von hinten erblickt sehen sie aus wie Menschen, welche den Kopf verloren haben. Der ganze ungeheure Schwarm folgt der

ersten riesenhaften Erscheinung in rasender Eile über das Moor hin. Klitsch, Klatsch, geht es dann in einem fort, als stürzten tausende und aber tausende in's Wasser. Furchtbareß Wehgeheul erklingt bis 1 Uhr, ob Hunde-, ob Menschenstimmen kann Ghyffel nicht unterscheiden. Dann ist plötzlich alles still. Rosse und Mannen zittern gewaltig, kalter Schweiß steht ihnen auf den Gliedern.

Doch Ghyffel rafft sich aus der Betäubung auf und befehlt, über die Brücke nach Wilkensee zu reiten. Ist ihm auch der Zauberspuß an der einen Stelle nahegetreten, in seinem Vorhaben soll ihn das nicht stören. Auf dem Felde bei der Brücke begegnen ihm die Wendensfürsten nicht. Das belebt aufs neue seinen Mut. Er lacht und scherzt zu seinen Begleitern: sie hätten ~~wolle~~ alle aus Anlaß der Erzählung des bäternschen Mannes bei den Sandgruben in dem kalten dunstigen Moore wachend geträumt. Und rüstig geht es auf Wilkensee zu.

Allein, was ist das? Wo sonst das Wasser vom Wilkensee glänzte, da befindet sich ein großer Ort. Sie reiten durch einen Ringwall und gelangen bald auf einen großen freien Platz, welchen rundum im Kreise Wohnhäuser einschließen und in dessen Mitte ein kleiner Wasserpfuhl zu sehen ist. Eine große Volksmenge ist auf dem Platze zu sehen, viel Vieh, Kuchen, Meth und Wein scheint zusammengebracht zu sein.

Ein starker schöner Mann in prächtigem Gewande tritt zu Ghyffel heran, heißt ihn willkommen und lädt ihn ein, am Feste der Götter teilzunehmen. Ghyffel fängt an zu reden, er habe nichts mit der Abgötterei zu thun, die überlasse er den Papisten. Des lacht der Mann vor ihm und erwidert: „Sei nur willkommen!“

So ſchwingt ſich Ghyſſel vom Roß, bindet daſſelbe an einem Baum und miſcht ſich unter die Volksmenge. Der ſchöne ſtarke Mann bleibt ihm immer zur Seite. Jetzt nimmt Ghyſſel weiter wahr, daß von Mitternacht her ein ungeheurer Zug naht: Gewaffnete Männer auf weißglänzenden Roffen eilen herbei. Da fällt ihm ein, in welcher Abſicht er den nächtlichen Ritt unternommen und er bittet ſeinen Führer um Auskunft, wo er ſei und was das alles um ihn her bedeute.

Da eröffnet ihm ſein Führer: „Du weißeſt in Prag!“

„In Prag?“ fragt Ghyſſel verwundert? „Ich bin ja doch erſt vor wenigen Stunden aus meiner Burg Lenzen fortgeritten: wie ſoll ich da jetzt in Prag ſein können? Von Lenzen an der Elbe bis hin nach Prag an der Moldau im Böhmerlande iſt doch ein gar weiter Weg. Und die Fahrt nach dem anderen Prag an der Weißeſel, allwo mein gnädiger Herr, der Kurfürſt, ſich in dreitägiger Schlacht die Freiheit von der polniſchen Lehnsheheit für ſein Herzogtum Preußen erſtritt, iſt wahrlich keine kurze. Wie ſollte ich ſo ſchnell nach einem der beiden Prag gelangt ſein? Freund, treibe mit mir keinen Scherz. Bedenke, daß ich der Statthalter des Kurfürſten von Brandenburg, Herrn der Kaſſuben und Wenden, bin. Sage mir vor allem, wer du ſelber biſt!“

Da runzelt der andre die Stirn und entgegnet: „Fremder Mann, was redeſt du doch nur! Wie ich wahrnehme, redeſt du in der Sprache der Franken und Saffen, mit welchen wir zu kämpfen hatten, als der große Kaiſer Karl von Aachen herkam, unfre Brüder in Bagrien zu bekriegen. Du biſt wohl einer der Helden des Kaiſers Karl, ein Geſandter aus dem Lande der Franken, der Botſchaft zu den Wenden bringt. So wiſſe, wo du weißeſt im Wendenlande.“

„Ich bin Stoineff, Kneze der Vinonischen Wilzen, die ein Zweig sind des mächtigen Stammes der Rhedarier. Diese Stadt hier ist Prag, die erste Wohnstätte auf dem Gebiete unsres Stammes nach der Elbe zu. Prag, mußt du wissen, bedeutet in eurer, der Franken, Sprache soviel als „Schwelle“. Hier dieses Prag, welches gleichen Namen trägt mit einer großen Stadt bei unsern Brüdern, den Tschechen im Böhmerlande und auch einer anderen kleinen Stadt im Lande der Sjächen an der Weichsel, ist so gelegen, daß es den Eingang in das weite Gebiet der kriegerischen Leutizen, die man auch Wilzen nennt, bildet.²¹⁾ Diesen Ort müssen die Wenden aus Lüchow, und ebenso die Polaber durchschreiten, wenn sie im friedlichen Verkehr auf gebahnter Straße zu den Wilzen gelangen wollen. Auf derselben Straße müßt auch ihr Franken und Sassen ziehen, wollt ihr Freundschaftsverkehr mit uns pflegen und unsre Feste mit uns feiern. Du triffst es heute glücklich. Laß die Botschaft, welche dir Kaiser Karl an uns aufgetragen, bis morgen. Morgen ist ja auch noch Tag: heute sei uns ein willkommener Gast beim fröhlichen Feste.

Wir feiern heute in Gemeinschaft mit den benachbarten Bruderstämmen der Wenden von Lüchow, welche jenseits der Elbe wohnen, und der Polaber, welche gen Mitternacht nach dem Benzenberg hin wohnen, das Julfest, dem Sonnengott zu Ehren. Da opfern wir und beten, daß der Gott den Elbstrom, der an dem Gebiet dieser drei Stämme vorbei und hier dicht nebenan rinnt, nicht wolle so hoch schwellen lassen, daß dessen trübes Gewässer unsre Felder und Wiesen in der Ernte schädigt. Wir hier sind die am ersten und am meisten Gefährdeten.

Beim Feste ist es Brauch, daß ich als Fürst und oberster Priester dem Gotte einen Gefangenen opfere. Ich erschlage

ihn dort beim Pfuhl mit der Keule. Dann schneiden ihm unsre Priester mit steinernen Messern das Herz aus dem Leibe und verbrennen dasselbe mit reinem Feuer; den Leichnam verschlingt der Pfuhl und in demselben verzehrt ihn das Gewürm. Danach schmausen und zechen wir. Heute haben wir einen recht absonderlichen Gefangenen. Jüngst kam zu uns ein großer hagerer Mann mit stechenden Augen. Derselbe lästerte unsere Götter und forderte von uns, wir sollten nicht zum Gott der Sonne, sondern zu einem gekreuzigten Manne beten. Doch sieh, dort bringt man den Mann schon, den im langen schwarzen Gewande; nun muß ich —“

„Ha, das ist ein Spanischer, einer von der Inquisition und von der Gesellschaft Jesu!“ unterbrach ihn Gyffel heftig, vom Eifer des Reformierten fortgerissen.

Der Heide sah ihn verwundert an und fuhr fort: „Ja, von einem Jesus, den er Herrn Himmels und der Erde nannte, redete der Mann dort im schwarzen Gewande, als er von uns verlangte, wir sollten die Götter verlassen und sein Kreuz anbeten. Wir aber sagten ihm: wenn sein Gott der Herr des Himmels und der Erde sei, dann würde derselbe nicht einen so armseligen Boten senden, und peitschten ihn mit Weidenruten über die Elbe. Er kehrte nochmals wieder: nun soll er sterben, ein Opfer dem Sonnengott, den er vor allen gelästert.“

„Halt nein,“ rief Gyffel, „Gott hat Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht an blutigem Opfer! Ich bitte dich, vielmehr ich befehle dir als der Herr in diesem christlichen Lande: laß den Mann leben, laß ihn laufen. Das Kreuz mag er von sich thun; doch auch das sei ganz ihm selbst überlassen. Wir wollen ihn weiter nicht hindern, für sich

das spanische Kreuz weiter zu tragen, wenn er uns nur nicht damit den reinen Glauben stört, den Christenglauben, wie wir denselben bekennen.“

„Wie,“ schrie jetzt der Heidenfürst zornig, auf Ghyffel blickend: „Du nennst dich Herr im Lande, du willst wie jener Schwarzrock ein Christ sein?“

Und er wandte sich, von Ghyffel weit zurücktretend, zu dem Volke, welches sie beide schon lange aufmerksam betrachtete: „Auf, wendische Männer, ergreift auch diesen und seine Begleiter. Das soll uns, wo wir zahlreich wie kaum je zusammengekommen sind, ein gar herrliches Fest werden! Erst erschlage ich den Schwarzgekleideten, der Sonne ein Opfer. Dann stürzen wir diesen und seine Begleiter samt ihren Rossen in den Strom. Sonne und Strom werden uns dann für diesen Sommer gewiß großen Segen gewähren. Herbei, ergreift ihn!“

Ghyffel sieht, wie die Schar der Wendenmänner auf ihn zustürzt. Nicht ungerächt zu sterben, schleudert er die Lanze nach dem Knesen. Fluchend sinkt der Knese zu Boden. Da verfinstert sich plötzlich der Himmel, die Erde beginnt zu beben, der Boden zerreißt, der ganze Ort versinkt in unergründliche Tiefe, Wogen brausen auf ihn zu. Der spanische Priester, der Fesseln ledig und ein strahlendes Kreuz in der Hand, entschwebt nach Westen hin zum Himmel empor; er selbst, Ghyffel, sinkt in die feuchte Tiefe.

Als er wieder zu sich kommt und die Augen aufschlägt, stehen seine Reiter um ihn, der starr und steif auf dem nassen Wiesengrunde liegt, mit sorgenvollen Mienen. „Herr,“ fragen sie, „was war euch nur? Ihr bandet euer Roß an einen Rohrhalm, thatet einige Schritte vorwärts, ginget dann hin und her, standet gesenkten Hauptes da, als hörtet ihr

einem, der zu euch sprach, aufmerksam und betroffen zu. Plötzlich, wie von Wut ergriffen, schleudert ihr eure Lanze von euch und sankt wie leblos zu Boden. Die Lanze haben wir trotz sorgfältigen Suchens nicht wieder finden können. Gott sei gepriesen, daß ihr nach langer Frist jetzt endlich die Augen wieder aufthut."

In selbigem Augenblick hob sich die Sonne über den Himmelrand. Ghyffel atmete tief auf und blickt mit wirr rollenden Augen in die Ferne. Ihm war es, als sähe er in der Richtung auf Seedorf zu weiße Rösse davoneilen, in Nebelgestalten zog's dahin vor den nachdringenden Sonnenstrahlen. Schweigend bestieg er sein Roß und jagte eiligst nach Burg Lenzen zurück. Dort lag er drei Tage lang in heftigem Fieber.

Im nächsten Frühjahr gebot er, quer über die Wische zwischen dem Gebiet von Lenzen und von Mödlich, der von ihm neugeordneten Colonie am Elbdeich, einen neuen Deich zu ziehen. Man fragte, wozu denn dieser ganz zwecklos erscheinende Deich dienen solle. Er gab zur Antwort: „Das Elbwasser soll er am letzten Aufstau hindern!“

Dann erzählte er seinen vertrauten Freunden: er wisse aus einer Offenbarung, daß im Grunde bei Wilkensee einmal eine Stadt gestanden habe. Gott habe diese Stadt zu der Zeit, als die ersten Boten Christi hierher gekommen seien, um arger heidnischer Gräuel willen in den Abgrund sinken lassen. Die Stadt habe Prag geheißen,²³⁾ rundum sei gutes Ackerland und in der Stadt von hüben und drüben der Elbe her viel Verkehr und Handel gewesen, indem diese Stadt, entsprechend ihrem Namen, den Eingang zum Gebiete eines mächtigen und reichen Wendenstammes gebildet habe, dahin die benachbarten Stämme auf bequemen Wegen gern

gekommen wären. Was in alter Zeit gewesen, wolle er wieder herstellen zum Segen des ihm unterstellten Landes. Der neue Querdeich solle dazu dienen, Land den Elbfluthen abzugewinnen und die Stadt Prag wieder inmitten blühender Gefilde sicher zu stellen. Er nenne diesen Querdeich um solcher Bestimmung willen schon vorweg „den Prager Deich“!

Viel Treffliches hat Ghyffel van Lyr in Lenzen und in der Wische zu stande gebracht, er hat der Elbe viel Land abgewonnen. Aber mit seinem Prager-Deich hat er nichts geschafft! Er hätte sich, er, der im reformierten Glauben stand und an der Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung fest hielt wie nur einer mitten unter anderen Christen lutherischen Glaubens, er hätte sich doch sagen müssen, daß es sich nicht ziemt, dem Räte Gottes widerstreben!

Die rückfluthenden Wogen der Elbe machten niemals vor dem Prager-Deich — wie er in der hiesigen weichen Volkssprache sehr bald umgenannt wurde — Halt. Das Gewässer strömte zur Winterzeit über diese niedrige „Schwelle“ ohne weiteres fort und die Menschen machten bald einem „Prachod“, d. i. einen beständig offenen Durchgang durch den zweck- und nutzlosen Querdeich.

Wohl ward beim Aekern und Ernten in der Nähe von Willensee altes Mauerwerk in der Erde gefunden; doch eine Ortschaft daselbst zu errichten und statt der Wiesen regelmäßig bewirtschaftete Acker anzulegen, das ließ sich nicht ins Werk setzen.

Die Spitze von Ghyffels Lanze ist in unseren Tagen von einem Fischer aus Bäkern beim Grasmähen gefunden worden. Das Märkische Museum in Berlin bewahrt dieses Andenken an Ghyffels Nachtgesicht auf.

Den Hund bei den Bäkern'schen Kohlgärten hat noch

mancher geschaut. Wer recht viel davon erfahren will, der wende sich an den alten Küster in Seedorf. Auch mancher andre kennt die weißen Kofse, welche zur Johanniszeit Wilkensee umkreisen und über die „halben Stücke“ hinsprengen.

12. Gyffels Andacht.

Vielen Dank verdiente sich Gyffel van Tyr durch seine Strombauten längs der Elbe auf der brandenburgischen Seite und die Einrichtung geordneter Verhältnisse in der ganzen Lenzener Wische. Wir gedenken gern des wackeren Mannes, der sich nach rastloser, selbstverläugnender Arbeit inmitten seiner Schöpfung die Ruhestätte so erkor, daß jedermann, der ihn kennen lernen will, ihn noch leibhaftig vor Augen haben kann.

Der alte Seemann wollte nicht auf dem Sande bei Lenzen seinen letzten Schlaf halten. Er baute sich ein Gewölbe dort, wo unmittelbar am Elbdeich das Klauschen hoher Eichen mit dem Brausen der Wogen des ansteigenden Elbstroms zusammenklingt, am Giebel der Kirche zu Mödlich. Dort, fast in gleicher Höhe mit dem Wasserpiegel der Elbe, ruht sein Leib als wohlerhaltene Mumie in schön ausgestatteter Sarge, und neben ihm schlummert, ähnlich gebettet, seine Tochter, die verwittwete Frau von Merrettig. Fahne, Degen, Helm und Handschuh des Gewaltigen verwahrt die Kirche von Mödlich.

Sein Geist wacht noch immer getreulich über dem Wohl der Wische. Vermag er auch nicht mehr, das Gebot zum Ziehen und Hüten der Deiche und Dämme zu geben, so giebt

er doch das Zeichen, wenn der grimme Feind seiner Schöpfung, wenn das Hochwasser nahen will, daß sich jedermann bei guter Zeit bereit mache.

Im October des Jahres, dessen Winter schwere Ueberflutung bringen wird (doch weiß man nicht recht, ob's am ersten, an den zwei mittleren oder am letzten Sonntag des Octobermonats geschieht; je nachdem tritt das Hochwasser früher oder später ein), wird es eines Sonntagabends plötzlich hell in der Kirche zu Mödlich und ein wunderschöner Gesang ertönt in derselben. Es erklingen die Töne des 23. Psalms: „Der Herr ist mein Hirte“ nach der reformierten Weise.

Ist der Psalm zu Ende, so schreitet eine mächtige Gestalt in schwerer Eisenrüstung von der Kirche zu auf den Deich und wandert erst links nach Lenzen, dann rechts nach der Wische mit etlichen Begleitern den Deich entlang, und kehrt zur Kirche zurück.²⁴⁾ Dann ertönt das „Kyrie eleyson“; das Licht in der Kirche erlischt, es klappt, als werde ein Sarg zugeschlagen und alles ist wieder still.

Dann ist schweres Hochwasser zu erwarten und es gilt auf der Hut sein. Im October 1861, 1875, 1882 ist solcher Lichtschein und Gesang in der Kirche von Mödlich wahrgenommen worden und das schwere Hochwasser kam denn auch. Merkwürdig, daß zwischenim October 1880 keine Erscheinung kam; während doch das Frühjahr 1881 so furchtbares Hochwasser mit Eisgang gebracht hat.

13. Der Seelenhof bei Bäkern und die Seelenwiese bei Breez.

Im dreißigjährigen Kriege verlor der Ort Seedorf bei Lenzen alle seine Einwohner. Sowohl die Schweden, wie die Kaiserlichen und Sachsen hatten es vor und nach der Schlacht bei Wittstock so arg getrieben, daß, wer noch lebte, nach der Lüneburger Heide floh. Doch retteten auch diese ihr Leben nicht, sondern kamen bis auf einen einzigen Mann elendiglich um. Dieser Mann, mit Namen Sommer, kehrte nach einiger Zeit von der Lüneburger Heide nach Seedorf zurück. Doch wagte er in unbestimmter Angst nicht, im Orte zu wohnen, sondern verbarg sich mit einem Bocktrog, den er als Rahn und als Vorratskammer zugleich benutzte, im Rohr beim falschen See, einen Seitenarm des Lößnitzbeckens bei Bäkern.

Als nun, während draußen im Reich der Krieg weiter tobte, der große Kurfürst seinem Lande Frieden verschafft hatte, fand der von ihm gesandte Landeshauptmann die leeren Häuser von Seedorf und riet dem Kurfürsten, in diese einmal stehenden Gebäude neue Colonisten zu setzen und dieselben mit den alten Äckern auszustatten. Der Landesherr bewilligte solches und es kamen bald neue Ansiedler, zu denen sich Sommer nunmehr gesellte. Da erschien es als ein großes Glück, daß von den alten Bewohnern wenigstens noch Sommer da war, der Bescheid wußte und jedermann seine Äcker und Wiesen anweisen konnte. Sommer that solches auf Befehl des Landeshauptmannes. Indessen, er ging dabei nicht ganz ehrlich zu Werke. Es waren nämlich auch nach Bäkern und nach Breez, welche beiden Ortschaften aufwärts und abwärts des Wassers an Seedorf grenzen, neue Ansiedler ge-

kommen. Diese kamen heimlich zu Sommer und stellten ihm vor: sie seien ja samt und sonders neue Ankömmlinge und er thäte niemandem Schaden, wenn er die Grenzen etwas anders angäbe, als sie vor dem Kriege gewesen.

Das Gebiet von Bäkern runde sich besser ab, wenn die Grenze etwas weiter stromabwärts gelegt werde. Das für Bäkern neu gewonnene Feld solle Sommer, so lange er lebe, für sich benutzen, erst nach seinem Tode solle es einem Bäker'schen gehören. Ein Gleiches versprachen ihm die Neusiedler zu Breeß, wenn er die Wiesengrenze von Breeß etwas weiter nach Osten gelegen angebe, mit der so gewonnenen Wiese.

Sommer ging hierauf ein. Thöricht genug, da er schon bei Jahren war und nicht Kind noch sonstigen Anverben hatte, vielmehr all seine Hinterlassenschaft an den Landesherrn fiel und von diesem erst weiter zu Lehen gegeben werden mußte. Aber sein Sinn war verblindet durch Gier und Gefallen an zeitlichem Gewinn.

Solch irdisches Behagen brachte seiner Seele großen Schaden. Denn diese ging nach seinem Tode nicht zur ewigen Ruhe ein, sondern ward verdammt, auf dem zu Unrecht benutzten Felde an der Bäkern'schen Grenze wie feurige Loh umherzuhuschen. Sie hat oft abends die Jungens beim Hüten erschreckt und manchem Fuhrmann die Pferde scheu gemacht.

Und ebenso muß sie auf der Seelenwiese umgehen. In Folge dessen geschieht daselbst alle Jahre bei der Heuernte etwas Ungeheuerliches. Entweder verregnet dort das Heu ganz besonders schlimm, oder der Wind wirbelt es fort. Oder die Pferde stürzen beim Anziehen und beschädigen sich oder das Geschirr; oder der Wagen wird umgeworfen oder es zerbricht etwas an demselben.

Darum wechselt diese Unglückswiese fortwährend den Besitzer. Die Seedorfer und die Breeker wollen sie schon lange nicht mehr haben, und auch die Käufer aus den Höhdörfern geben sie gern billig weiter.

14. Das Judenbrak.

Ein armer Jude suchte und fand im Ärger darüber, daß ihm ein kleines Handelsgeschäft mit einem Bewohner der Lenzener Wische nicht glückte, den Tod in dem trüben Wasser eines Braks am Elbdeich zwischen Lenzen und Mödlich. Man nannte infolge dieses Begebnisses dasselbe das Judenbrak.

Wie konnte er doch um eines kleinen Verdrußes willen sich gleich das größte Übel anthun? Zur Strafe muß seine nicht zur ordentlichen Ruhe gekommene Seele sich beim Judenbrak abplagen, den von Lenzen nach der Wische gehenden und fahrenden Christen Kleinigkeiten, immer nur Kleinigkeiten fortzubringen. Bald geht ein Taschentuch, ein alter Strick, ein Messer, eine Flasche oder sonst etwas Unbedeutendes verloren. Die Leute machen sich aus derartigen kleinen Verlusten an dieser Stelle gar nichts. Sie lachen nur, wenn sie es nachträglich bemerken, und sagen: „Hm, hat uns der Jude doch wieder gefaßt!“

Ohne zu ahnen, daß ich eine so taschengefährliche Stelle passiert habe, vermißte ich eines Tages, über Lenzen nach Mödlich kommend, dort das Bleistift meines Taschenbuches. Da ward mir denn von allen Seiten Belehrung zu teil: das habe mir gewiß der Jude beim Judenbrak angethan! Und am eifrigsten im Erzählen seiner Erlebnisse und Beteuern

der Wahrheit seiner Verluste war der alte Cantor aus der Wische. Der machte mit Nachdruck geltend: „Wenn mir weiter nichts fehlte, so war ganz gewiß beim Nachhausekommen der Schnupftabak alle geworden, als wäre ich mit schon leerer Dose aus Lenzen gewandert!“

15. Das Johannisbrak bei Amt Riek.

Dank der trefflichen Anlage Ghyffels van Lyr waren die Deiche der Elbe längs der Lenzener Wische so fest, daß ein ganzes Jahrhundert lang in der Niederwische kein Durchbruch erfolgte. Sie hätten sicher überall noch länger gehalten, hätte nicht böser Zauber sie geschädigt.

Ein Bauer in der Wische hatte einen Knecht aus dem hannöverschen Wendlande. Den behandelte er sehr hart und gab ihm nie Lohn zur rechten Zeit. Der Knecht wäre gern entlaufen. Aber er konnte keinen Kahn erlangen, um über die Elbe sehend, in seine Heimat zu gelangen. Floh er einmal nach einem anderen Dorfe der Wische, so brachten ihn, den Fremden, die Leute bald wieder zu seinem Herrn zurück. Verzweiflungsvoll sann er auf Rache.

Feuer anlegen war für das ganze Dorf gefährlich; konnte auch leicht entdeckt werden: und wie wäre er alsdann gestraft worden! Dem Vieh Schaden zufügen mochte er nicht. Was konnten die armen Tiere, die er pflegte, dafür, daß sein und ihr Herr ein harter Mann war! Da fiel sein Auge auf den Elbstrom, dessen Wasser — es war gerade Frühjahrszeit — still und langsam gegen den Deich anstiegen, aber denselben ob seines festen Gefüges nicht niederdrücken konnten. „D,

wenn's doch hier durchbräche," seufzte der Knecht, „und unser Hof sänte ganz still in die Tiefe!“

Indem er so denkt und sinnt, kommen ihm allerlei Erinnerungen an das heimatliche Wendland und wie er seiner Großmutter einst bei allerhand heimlichem Treiben als kleiner Knabe hat hülfreiche Hand leisten müssen. Und endlich hat er's weg, was er thun will.

Beim nächsten Futter zur Mittagszeit murmelt er einen kräftigen Zauberspruch, und am Abend liegt seines Bauern bestes Pferd tot im Stalle. Er selbst muß das tote Pferd nach dem Schindanger schaffen helfen und benutzt dieses, den Kopf des Tieres wieder mit zurückzubringen. Dann löst er den Schädel des Pferdes aus der Haut, füllt denselben mit Quecksilber und vergräbt denselben um Mitternacht beim Hause seines Herrn im Elbdeich.²⁰⁾

Zur Johanniszeit, als das erste Gras in Haufen stand, kam wie gewöhnlich das Sommerwasser. Doch ein so geringes Steigen bedrohte die Wiesen und Felder hinter dem starken Elbdeich nicht. Allein, was ist das? Bei dem Gehöft unsres Bauern zittert der Deich ganz unbegreiflicherweise. Ründet sich da kommendes Unglück an?

Am 24. Juni 1759 war es, das Sommerwasser war zu selten erreichter Höhe gestiegen. Da steht der Knecht wieder auf dem Deiche gerade über der zitternden Stelle, murmelt vor sich hin und schwenkt die Arme in der Luft umher. Plötzlich kommt vom Hühnel, dem Berge vor dem Wendlande, her eine dunkle Wetterwand herabgezogen. Zu ihr auf steigt aus der breiten Wasserfläche der Elbe ein Wasserberg wirbelnd empor und ein mächtiger Wasserschwall schießt gerade auf die Stelle des Deiches los, wo der Knecht über dem Pferdeschädel voller Quecksilber steht. Solcher wirbelnden

Wasserhose in ihrer übermächtigen Gewalt kann der Deich nicht Widerstand leisten. Er zerbricht, und wilder Wogenbraus wühlt das ganze hinter ihm liegende Gehöft in die Tiefe. Herr und Knecht, im Untergang plötzlich vereint, sanken einander fluchend in das tosende Gewässer. Doch nicht fanden sie Erlösung im Untergange des Todes, sondern sie müssen beide die im Leben und bis zum letzten festgehaltene Bosheit büßen. Sie sind verzaubert, der Herr in eine große Otter, der Knecht in einen Niesenhecht. Die Otter geht in keine Falle, ist auch von keiner Kugel zu verwunden; den Hecht zu fangen, wäre kein Netz stark genug. Die Otter möchte des Hechtes gern habhaft werden, um ihn regelrecht abzustrafen. Aber er taucht höhnisch ins tiefe Wasser, wenn die Otter auf ihn losstürzt. Der Hecht möchte der Otter gern von unten her eins versetzen, sie in den Bauch oder in die Füße beißen. Aber wegen seiner Größe kann er nicht unbemerkt im rohrreichen Brak an sie herankommen, und sobald sie ihn bemerkt, zieht sie sich aufs Trockene oder in ihre Höhle zurück.

Immer mehr gesteigert in Haß und Wut befehlen sich beide nun dadurch, daß sie sich gegenseitig die Nahrung zu entziehen suchen. Der Hecht schluckt, was er nur am Rande des Wassers erschnappen kann an Fischen, kleinen Gänsen und Enten, herunter, damit solches die Otter nicht finde und in der Not vielleicht so tief tauchte, daß er sie packen, zerreißen oder ertränken könnte. Und die Otter fischt und fängt, so tief sie zu gehen und zu tauchen vermag, damit der Hecht, in der Tiefe die Nahrung missend, sich doch vielleicht einmal so nahe ans Ufer und in so flaches Wasser wage, daß sie ihm auf den Nacken springen und an ihm ihr Mütchen zu fühlen vermöchte.

Bis jetzt hat von diesem Fangewettstreit der beiden nur der Besitzer des Braks, der Pächter des Amtes Riez, den Schaden gehabt. Das Brak ist sehr reich an Fischen und eine herrliche Freistatt zum Schwimmen für Enten und für Schwäne. Warum müssen doch diese verwünschten Dinger noch immer in demselben ihr Wesen treiben!

16. Loking in der Neujahrsnacht.

Markgraf Albrecht der Bär hatte der Herrschaft der Wenden in den brandenburgischen Landen ein Ende gemacht und unter seinem Schutze hatten die Boten des Christenglaubens von Havelberg aus die Prignitz zum Kreuze bekehrt. Im Geheimen währte daneben der Glaube an die alten Heidengötter noch fort. Und am zähesten hing der äußerste Winkel im Nordwesten der Prignitz, der ja im Jahre 1066 Abt Eppo und Fürst Gottschalk als Märtyrer des Glaubens in Lenzen sterben sah, an den vertriebenen Göttern. Der alte Glaube war hier so tief eingewurzelt, daß die Christen nach ihm dem Lande in der Lenzener Wische den Namen „das Heidentum“ gaben, welcher Name bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Die Bischöfe von Havelberg wollten nun, unterstützt von dem Markgrafen, diesem Heidentum doppelte Sorgfalt zuwenden. So wurde denn „tief im Heidentum“ ein Kloster der arbeitstüchtigen weißen Mönche, der Cistercienser, gestiftet. Auch eine Kapelle wurde nahe an der Straße zur Elbfurt zwischen Wook und Metchow im Wendlande errichtet, um den zwischen den beiden Übergangsplätzen Wook und Broda-Dömiz wohnenden und verkehrenden Wenden den

Segen christlicher Gottesfurcht und christlicher Arbeit recht lebendig nahe zu legen.²⁷⁾

Allmählig schwand denn auch die Nacht des Heidentums vor dem Lichte des Evangeliums. Doch wie viel alter Glaube, jetzt Aberglaube geheißten, blieb hängen! Und, ein eigenartiger Zufall: gerade die alte Kapelle, welche stehen geblieben, nachdem das Kloster der weißen Mönche lange verschwunden ist, sollte eine Erinnerung an die längst entthronten Götter der Heidenzeit lebendig erhalten.

Zwei markgräfliche Reiter saßen am Sylvesterabend im Krüge zu Wook und ließen die Würfel zwischen sich rollen. Da trat kurz vor Mitternacht zu ihnen ein alter Wende und sprach: „Laßt jetzt euer Würfeln, jetzt ist nicht Zeit zum Spielen!“

Die Reiter fragten: „Warum denn nicht?“ Da belehrte sie der Alte: „Seht, bald wird das neue Jahr beginnen. Dann beim Wechsel der Zeit haben auf eine Stunde die alten Götter Gewalt über das Land. Nicht unsre Götter allein, die vor eurem Kreuzesgott forteilten, auch die viel älteren der Semnonen, welche vor uns hier wohnten, halten Umzug und kommen zu Besuch in ihr früheres Land.²⁸⁾ Bald werdet ihr das Rauschen von Godes Heer vernehmen. Dann haltet euch still und bittet, daß die Unholden vorüberziehen. Gode zürnt, daß ihm die Herrschaft genommen ist und daß die Leute es nicht mehr wild und wüßt wie in alter Zeit treiben. Und er spähet, ob er nicht unter denen, die in neuer Zeit dem neuen Glauben zugehören, solche treffe, die als wilde Gefellen viel besser in seine Zeit gepaßt hätten. Die ist er bedacht, an sich zu ziehen, und lacht dann, den Heiligen Abbruch gethan zu haben. Darum seht euch jetzt vor! In Godes Dienst blickt Loking jetzt bald durch alle Wände hin-

durch.²⁹⁾ Wer ernste Gedanken hat oder in Frieden schläft und nicht sündigt, der ist sicher in Gottes und Jesu Obhut. Wer aber jetzt beim Wechsel der Zeit wacht und ist nicht eingedenk der Vergänglichkeit der Welt, sondern hängt sein Herz an das Eitelle: zu dem tritt Lofing plötzlich heran, reißt ihn hinein in Gottes Zug zu allen den anderen bösen Geistern und fort gehts mit ihm rund um die Welt, zuletzt heßen ihn Lofings beide Hunde zur Hölle.“

So sprach der alte Wende und zog selbst seine Kappe ab, sich zum Gebete anzuschicken. Denn eben erklang das Glöcklein auf dem kleinen Turm der Kapelle, die Mitternachtstunde und den Beginn des neuen Jahres anzuzeigen. Da horch, hoch in der Luft ein furchtbares Brausen. Die Thür der Schenke springt auf. Der eine Reiter wirft gerade die Würfel auf den Tisch nieder, indes beide über den betenden alten Wenden spotten und lachen: Da ist auch schon Lofing, der alte Tüdebold, über die Schwelle zum Schenktisch hingefahren. Während jeder seiner zwei Wolfshunde einen der Reiter packt und mit demselben zu den Wolken emporfährt hinein in grauses Gewimmel, schlägt Lofings dürre Knochenhand in schneller Wendung die Würfel vom Tisch. Der eine Würfel fliegt in die Elbe, wohin er da gefallen, ist nicht bekannt. Der andre Würfel bekommt die Richtung nach der vom Meßner offen gelassenen Kapellenthür und bohrt sich an der Hinterwand der Kapelle tief in das Gebälk dicht unter der Decke ein.

So hoch, so fest saß er da, daß ihn niemand erreichen, niemand herabholen konnte; eine Warnung für jedermann, bei Zeiten zu bedenken, was zum Frieden dient.

Es blieb also bis zum 15. October 1882. An diesem Tage wanderte der Würfel, welchen schon hier viele genau

Hinsehende für ein „Ei“ erklärt hatten, als „Glücksei aus Wootz“ in das Märkische Museum.

17. Ferbiker Krebsstecher.

Warum giebt es in allen den Gewässern, welche wir vom Turm der Burg Lenzen rundum blinken sehen, keine Krebse? Sonst wimmelt es in der Mark doch in allen Flüssen, Bächen, Seen, Teichen und Pfühlen von diesen wohlschmeckenden Tieren. Wir hier müssen uns begnügen, höchstens ab und zu einen verirrtten Krebs in unseren Gewässern zu sehen, und wollen wir Krebse essen, so müssen wir uns bis zum äußersten Dorf des Gebiets von Lenzen, bis nach Krinitz an der Mecklenburger Grenze wenden. Warum giebt's bei uns keine Krebse? Daran sind allein die Krebsstecher von Ferbik auf der Höhe Schuld!

Dorf Ferbik auf dem Sandberge dicht hinter dem früheren Marienkloster gelegen, litt im Sommer oft an Wassermangel und zwar so sehr, daß die Leute vorsichtigerweise alle Brunnen anschlössen, wenn sie auf das Feld gingen. Sie wollten verhüten, daß nicht ein Fremder, der durchs Dorf käme, die Eimer aufzöge, und nachdem er vielleicht einen Schluck getrunken, das kostbare Maß in den Sand gösse oder in der Sonne verdampfen ließe.

Eines Abends kommen die Ferbiker vom Felde nach Hause. Da siehe, krabbelt am Brunnen des Schulzen ein kleines, jedermann unbekanntes Tier herum. Es ist ganz schwarz, trägt einen Panzer um sich und kneift mit scharfen Scheeren jeden, der es berührt. Das ist gewiß der Teufel,

der uns die Brunnen hat austrocknen wollen, ruft einer aus der Schar.

Sie ratschlagen nun, ob sie einen Priester vom Marienberge holen sollen, daß der den Exorcismus anwende. Doch, das kostet bloß wieder Geld, meint der eben erwähnte Kluge, die Priester vom Marienberge thun ja einmal nichts umsonst; legen wir selbst Hand ans Werk. Er schlägt ein Kreuz, packt mit fester Hand den Krebs hinter den Scheeren: da zappelt derselbe wehr- und machtlos in der Luft.

Nun befiehlt der Schulze, schnell einen großen Kessel mit Wasser aufs Feuer zu setzen. „Wir machen's ihm heiß,“ spricht er, „wir kochen ihn, bis er um Gnade bittet und uns alles verspricht, was wir wünschen.“ Der Krebs wird in den Kessel geworfen und aus jedem Brunnen im Dorfe etwas Wasser dahineingegossen, damit auch jeder Wirt das Recht gewinne, etwas von dem Bösen in dessen Drangsal zu fordern. Endlich ist der Kessel bis zum Rande voll, das Feuer unter demselben flackert lustig; die Männer achten nicht weiter auf den Kessel, sie stehen und gehen auf der Hausdiele umher. Das Wasser fängt an, aufzuwallen, läuft hier und da über den Rand, endlich siedet es und kocht eine ganze Stunde lang. Doch kein Teufel schreit aus demselben hervor. Die Männer nehmen den Kessel vom Herde, tragen ihn auf die Diele und stechen mit langen Gabeln in das Wasser: nichts ist zu spüren, nichts zu erlangen.

Da spricht der kluge Mann wieder: „Er muß ganz aufgeköcht und zergangen sein. hm, ich meine, ein Schluck von dieser Brühe müßte einem so etwas Höllenkraft geben. Das wäre doch etwas, so wie Doctor Faust“ — er vollendet nicht, sondern tunkt schon ein Stück Brod in das Wasser und ißt das schnell vollgesogene hastig auf. Im Nu sind die andern

auch dabei, der Kessel wird rein ausgewischt und jeder versichert, er spüre schon die höllische Wärme, die ihn gewiß kräftige zu großen Thaten.

Da blickt einer zufällig in die Höhe: O Graus, oben auf dem Hahnenbalken sitzt der Krebs und sieht sich die Gesellschaft an, als wollte er sie verhöhnen. Er war, ohne daß es einer bemerkte, aus dem übervollen Kessel geglitten und langsam über die Diele und zur Höhe gekrochen.

In bleichem Entsetzen wollen nun alle fliehen. Doch der Kluge tritt aufs neue ins Mittel. „Ihr seht jetzt deutlich,“ spricht er, „daß das der Teufel selber ist. Der allein konnte auf dem Dampf in diese Höhe reiten. Es war thöricht, ihn mit Feuer zwingen zu wollen. Das Feuer ist er ja aus seiner Hölle gewöhnt. Wohlan, ins kalte Wasser mit ihm, das wird ihm widerwärtig sein. Dann macht er sich gewiß nicht wieder an uns und an unsre Brunnen.“ Sie klopfen nun und schlagen, bis der Krebs zur Diele niedersfällt. Dann kreuzen zwei Mann die Forken, stechen unter den Krebs, heben ihn übers Kreuz und schleppen ihn eilenden Laufs zum Rudower See. Dorthinein wird er geschleudert, dieweil die ganze übrige Schaar das Paternoster betet, und, ein sichrer Beweis seines bösen Wesens, er fährt nicht vorwärts schreitend wie alle andre von Gott geschaffene Tiere, sondern mit dem Schwanz schlagend rückwärts zur Tiefe.⁸⁰⁾

Eine besondere Wirkung von der Teufelsbrühe war an den Ferbigern nicht zu spüren. Keiner von ihnen vollführte absonderlich große Thaten, sie leisteten jeder sein Tagewerk nach wie vor und nährten sich redlich und still. Doch eine Gnade des Himmels ward ihnen von der Zeit ab zu Teil: nie wieder trat wirklicher Wassermangel in den Brunnen zu Ferbig ein, die Sommer mochten noch so heiß und trocken

sein, wie nur denkbar. So ist's ihnen von Segen gewesen, daß sie dem Bösen im Krebsstessel einen Denzettel gegeben haben. Freilich, dem Lande ringsum ward ein Schaden daraus. Die Krebse verstanden die Sache anders, sie nahmen es übel, daß einem, der ihre Gestalt hatte, vor Zeiten auf sandiger Höhe so mitgespielt wurde, und wichen weit fort aus unsrer ganzen Gegend.

Aber hüte dich, in Ferbig selbst über solchen, jedem Märker empfindlichen Mangel zu klagen: die Leute dort würden es sehr übel deuten, wolltest du ihnen verargen, was ihren Vorfahren heilsam erschien!

18. Spuk niedrigsten Ranges.

Wie allenthalben, so giebt es auch in dem weiten Umkreise des Lenzener Burgturms allerhand Spuk geringsten Ranges, als da sind: Rufende Stimmen, Begegner, Aufhocker.

a. Rufende Stimmen.

Mit „rufenden Stimmen“ ist namentlich die Niedrung am Bache zwischen Melln, Zapel und Steesow gesegnet. Dort sollen früher Hünengräber gewesen sein, von denen jetzt wenig mehr zu spüren ist. Zu Chaussée- und anderen Bauten sollen die Steine derselben abgefahren worden sein.

Auch das „alte Feld“, ein Strich zwischen Moor, Eldenburg und dem Bahnhofe Lenzen erklingt von rätselhaftem Kreischen und Rufen in der Dämmerung.

Am meisten machte eine rufende Stimme auf „Krügerswerder“, elbabwärts bei Mödlich, von sich reden, welche jetzt verstummt zu sein scheint. Dort auf „Krügerswerder“ erklang bei „Sommerwasser“ zur Dämmerstunde ein dumpfes

„hier, helft!“ Zwei Männer aus Möblich vernehmen solches. Sie fragen einen ihnen am Deich begegnenden alten Mann, ob er es auch gehört habe. Doch der lacht sie aus und antwortet: „Den werdet ihr noch oft hören!“ — „Wen denn?“ — „Nun, den alten Bernstoff!“ — „Welchen Bernstoff?“ — „Na, den Alten! Der hat vor langer Zeit mit dem Gute Kiez viele Prozesse und Grenzstreitigkeiten gehabt und da ist ihm einmal einer — oder auch er selbst, wer kann's jetzt noch wissen! — da unten ins Wasser geworfen worden. Nun schreit er, weil er nicht allein aufs Trockene kommen kann.“

Die beiden Frager geben sich mit solcher Auskunft nicht zufrieden, denn sie kennen den Alten als einen Spaßmacher, was man so „Lügensack“ nennt. Als derselbe sich entfernt hat, springen sie in einen Kahn und fahren auf den Weidenhaag nahe dem Elbstrom zu. Sie finden trotz des hereingebrochenen Dunkels glücklich die Stelle, von welcher ab und zu aufs neue ein „hier“ und „helft“ vernehmbar ist, und nehmen auf der Oberfläche des Wassers ein leichtes Gekräusel wahr. Aber zu sehen ist nichts, auch mit den Rudern nichts zu fühlen. Doch plötzlich bekommt der Kahn einen Ruck und neigt sich auf die Seite. Etwas steigt hinein, und nun ist der Kahn derartig beschwert, daß es der äußersten Anstrengung beider Männer bedarf, ihn über die Miesche hin nach dem Deich zurückzuschieben. Dicht am Deich platscht etwas vom Kahn aus ins Wasser und sofort ist der Kahn so leicht, daß ein Stoß genügt, ihn zu landen. Indem der Kahn so leicht wurde, war auch etwas auf den Boden desselben aufgeschlagen, das hatte einen Klang wie Silber. Und richtig: nahe der Spitze des Kahns lag eine alte Münze, ein Pferdestück, mit dem Braunschweig-Lüneburgischen Gepräge.

Seitdem ist es auf Krügerwerder still geworden.

b. Begegner.

Begegner, Menschen wie Tiere, sind in reichlicher Anzahl anzutreffen. So z. B. flattert Abends im Sommer eine weiße Gans von den „halben- und Ziegelstücken“ nach der Böcknitz zu. Ein dunkles dreibeiniges Pferd sowie ein dreibeiniger Hase stürmen in rasendem Laufe von der Koblanf her über die Seebrücke durch den Haserort und die Kellerstraße von Lenzen, um beim Kirchplatz umzukehren; woselbst ihnen ein kleines graues Männlein in Mönchskleidern entgegengetreten ist, welches alsbald im Erdboden verschwindet. Diese Phänomene treten zur Vollmondszeit auf. Man mag sie hören: doch sie sehen wollen, zöge entsetzliches Erschrecken und Tod nach sich!

Riesige Wildschweine und Hunde zeigen sich zwischen Eldenburg und Lenzen, namentlich am jetzigen Bahndamm, bei Lanz und zwischen Lanz und Wittenberge.

Auf der Brücke zwischen Bochin und Steesow steht, gerade wenn es zwölf Uhr ist und die Sonne auf den Mittelrücken des Feldes scheint, ein Soldat, bekleidet und gewaffnet wie einer aus der Schwedenzeit. Kommt jemand gerade dann, wenn die Betglocke dreimal drei Schläge thut, zu dieser Brücke, der kann nicht hinüber. Der Soldat weicht nicht, tritt vielmehr dem, der an ihm vorbeischreiten will, hindernd in den Weg. Doch immer stumm! Er läßt sich nicht fortdrängen, ist hieb- und stichfest. Will einer nicht vernünftigerweise warten, bis der letzte Betglockenschlag ausgeklungen hat, worauf der alte Soldat sofort verschwindet, so muß er schlechterdings zur Seite der Brücke den Graben überspringen.

Anders geht es im Kienkamp bei Eldenburg nach dem Bahndamm hin zur Mitternacht im Sommer zu. Da rennt

den Wanderer plötzlich ein junger blasser Jägermann mit spitzem Hute und weißer Hahnenfeder am rechten Arme an und zeigt hastig mit dem Finger auf eine große Wunde am Halse, ist aber im Hui verschwunden.

Dagegen auf der lenzen-eldenburger Fahrstraße bei den Bäkern'schen Tannen begrüßt einen zur selben Zeit ein riesiger schwarzer Schatten mit schwarz bestaubtem verschwommenem Gesicht. Das ist der Geist eines Schmieds aus Gorlosen, welcher einem der „Räuberquikows“ die Pferde mit umgekehrtem Hufeisen zu beschlagen verstand und auf unterirdischem Gang je nach Bedarf zur Burg Lenzen, zur Eldenburg oder auch in den Priemerwald gelangte. Der Schatten giebt einem das Geleit bis zur Ecke des hohen Gehölzes links vom Wege. Dort versinkt er plötzlich in die Erde hinein.

An dieser Stelle nämlich pflegte der Schmied herauszukommen und wieder niederzusteigen, wenn er unmittelbar in der Eldenburg zu thun hatte. Einmal war er nach gelungenem Beutezuge mit dem ihm wie immer reichlich zugewiesenen Anteil nicht zufrieden und fing Streit mit dem Räuberquikow selber an. Der machte nicht viel Federlesens, sondern schlug ihn mit dem Schwerte gleich kurzweg in den unterirdischen Gang hinein. Das Erdreich stürzte von selber nach und bald wuchs Gras darüber. Aber der Schmied, der kein ehrliches Grab erhalten, muß umgehen fort und fort.

Am meisten Teilnahme erweckt ein katholischer Priester, welcher in vollem Ornate vom Marienberge her über die früher zur Herrschaft Eldenburg gehörige Lenzener Wassermühle und über die Schafbrücke hin nach dem alten Felde zu schreitet, Nachmittags zur Besperzeit. Er will auf der Eldenburg Messe lesen, wie's vordem gewesen und nachweisbar nicht aufgehoben ist!

Hinwandernd ist er namentlich auf der Schafbrücke oftmals gesehen worden. Doch zurückwandern hat ihn noch keiner gesehen.

c. Aufhocker.

Die Zahl der Aufhocker ist Legion! Vom Zaun des Niederwischer Kirchhofs ab bis nach Seez, nach Lanz hin sind solche Unholde verspürt worden. Es geht mit diesem wunderlichen Aberglauben rund um den Lenzener Burgturm zu, wie auch in den anderen Gegenden des lieben deutschen Vaterlandes.

Doch ein ganz specieller, in seiner Weise einzigartiger Aufhocker waltet hier zu Lande. Der ist nicht lästig, sondern treibt's fein lustig und übte vormals großen Segen aus.

In der Mitte zwischen Lanz und Seez, Birkholz und Nebelin war's. Dort liegt Dorf Mangmuß, dessen Namen wir jetzt deuten „Flutbrücke“ und erachten, daselbst habe in wendischer Zeit zwischen den nahe aufeinanderstoßenden Gewässern der beiden nördlichen Seen und dem von Süden her hinstrebenden Lößnitzbogen eine schmale Landenge gelegen, welche den Eingang aus der Prignitz in das heilige Gebiet des großen Tempels auf dem Keftenberge bildete.

Dort im Schnittpunkt der Richtungen von Birkholz und Nebelin, Laaslich und Mesekow führte vor noch gar nicht langer Zeit eine recht bedenkliche Furt durch, jetzt trägt „die neue Brücke“ über das Lößnitzwasser.

Nun war vor der Zeit der Eisenbahnen auf der ganzen recht trostlosen Poststraße zwischen Hamburg und Berlin keine Strecke entsetzlicher als die vom Eldenburger Dammsoll über Lenzen und Ferbitz nach Nebelin. Noch jetzt thut man gut, Vorsichtsmaßregeln aller Art zu treffen; doch was

frühere Reisende und Postillone aus guten alten Zeiten erzählen, klingt schier unglaublich. Am allerschlimmsten aber soll es bei dieser Furt auf der Stelle der jetzigen „Neuen Brücke“ gewesen sein.

Doch siehe! Vier bis acht Pferde zogen am Postwagen mit Ächzen und Schwißen. Die Seile sind zum Zerplagen gespannt. Da klatscht und schwirrt es links an dem Wagenfenster vorüber. Ein großer dunkler Hahn mit feurigen Augen und flackerndem Kamm schwingt sich auf das Handpferd und rittlings auf demselben sitzend, schlägt er unter beständigem Kopfnicken unablässig mit den Flügeln. Als bald lassen die Pferde nach, alle Seile und Stränge hängen schlaff nieder. Und doch zieht der Postwagen vorwärts, schneller als es denkbar erschien, ist er übers Wasser. Der Postillon, ohne seinen Reitkollegen weiter zu beachten, hat nicht versäumt, ehe es über das Wasser ging, drei Hände voll Futter, Hafer oder Brod, auszuwerfen. Drüben angelangt, schwingt sich der Hahn vom Pferde und schwirrt zurück auf das für ihn geopferte Futter zu, indes die erfrischten Pferde aufs neue in ihre Arbeit treten. Im nächsten Krüge wurde Halt gemacht und alle dachten voller Dank des hülfreichen Hahnes. Der Postillon aber trank bei solcher Gelegenheit nicht den einen auch sonst herkömmlichen Schluck, sondern die Fahrgäste bewilligten ihm gern deren drei: den ersten dem Hahn zu Ehren; den zweiten zur Stärkung nach der eben überstandenen Angst auf der schlimmen Stelle; und den dritten auf glückliche Weiterfahrt.

